

**STEPHAN VOSWINKEL**

**ARBEITSSOZIOLOGIE UND GESELLSCHAFTSTHEORIE**

Perspektiven der Arbeitssoziologie 2

**IFS**

**IFS WORKING PAPER #14 | APRIL 2021**

herausgegeben vom Institut für Sozialforschung  
Frankfurt am Main

[www.ifs.uni-frankfurt.de](http://www.ifs.uni-frankfurt.de)

ISSN 2197-7070

## IFS WORKING PAPERS

In den IfS Working Papers erscheinen Aufsätze, Vorträge, Diskussionspapiere, Forschungsberichte und andere Beiträge aus dem Institut für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.

**Redaktion:** Sidonia Blättler | Kai Dröge | Annette Hilscher  
Hermann Kocyba | Stephan Voswinkel

**Copyright:** Das Copyright sowie die inhaltliche Verantwortung liegen bei den Autor\_innen.

**ISSN:** 2197–7070

**Zitiervorschlag:** [Autor\_in] [Jahr]: [Titel]. IfS Working Papers Nr. [Nr].  
Perspektiven der Arbeitssoziologie [Nr],  
Frankfurt am Main: Institut für Sozialforschung ([URL]).

**Bezug:** Alle Beiträge der IfS Working Papers sind kostenfrei online verfügbar unter: [www.ifs.uni-frankfurt.de/veroeffentlichungen/working-papers](http://www.ifs.uni-frankfurt.de/veroeffentlichungen/working-papers)

**IfS** Institut für Sozialforschung  
an der Johann Wolfgang Goethe-Universität  
Senckenberganlage 26, 60325 Frankfurt am Main

Stephan Voswinkel

# Arbeitssoziologie und Gesellschaftstheorie

Perspektiven der Arbeitssoziologie 2

IfS Working Paper #14

## Abstract

Der Beitrag stellt einige Überlegungen zum Verhältnis von Arbeit und Gesellschaft vor. Er will damit zu einer Neubestimmung des Verhältnisses von Arbeitssoziologie und Gesellschaftstheorie beitragen. Im Sinne eines kritisch-reflexiven Eklektizismus verbindet er marxistische und anerkennungstheoretische mit Theorieelementen funktionaler Differenzierung und kultursoziologischen Einsichten. Wenngleich die Arbeit in einer kapitalistischen funktional differenzierten Gesellschaft als Lohnarbeit positioniert ist, plädiert der Beitrag doch zugleich für einen erweiterten Arbeitsbegriff und damit für ein Verständnis der Arbeitssoziologie als einer Querschnittssoziologie. Arbeit ist stets eingebettet in Kulturen der Arbeit und in eine moralische Ökonomie. Notwendig ist eine stärkere wechselseitige Bezugnahme von Arbeitssoziologie und Soziologie sozialer Ungleichheit. Das macht eine Reflexion über den Stellenwert des »Klassen«konzepts erforderlich. Der Aufsatz plädiert für einen doppelten Klassenbegriff – im Sinne einer Entkopplung des Verständnisses als Widerspruch von Kapital und Arbeit von einer sozialstrukturellen Kategorie. Mit dem »sozialen Wert der Arbeitskraft« wird ein Konzept zur Vermittlung von Anerkennungskategorien und intersektionalen Einsichten in das Verhältnis von Kapital und Arbeit vorgeschlagen. Subjekte werden als soziale Akteur\_innen an der Grenze der Systeme betrachtet, die in ihrer Identitätsarbeit und Praxis verschiedene Perspektiven, Logiken und Anforderungen verarbeiten. Der Beitrag führt so die im IfS Working Paper Nr. 13 begonnene Diskussion über Perspektiven der Arbeitssoziologie fort.

## Autor

Stephan Voswinkel, PD Dr.  
Institut für Sozialforschung, Frankfurt a. M.

## Inhalt

1	Einleitung .....	3
2	Konkrete und abstrakte Arbeit.....	6
3	Lohnarbeit und funktional differenzierte Gesellschaft.....	7
4	Ein erweiterter Arbeitsbegriff.....	11
5	Kulturen der Arbeit.....	14
6	Arbeit und soziale Ungleichheit .....	17
6.1	Klasse .....	18
6.2	Widerspruch von Kapital und Arbeit .....	19
6.3	Klasse und Milieu.....	22
6.4	Sozialer Wert der Arbeitskraft.....	24
6.5	Gesellschaftliche Ungleichheit und Arbeit(sorganisationen).....	26
7	Das Subjekt als Grenzgänger_in und Akteur_in .....	29
8	Fazit .....	33
9	Einige methodische Implikationen .....	35
10	Literatur .....	38

## 1 Einleitung

In der Hochzeit der marxistisch inspirierten Arbeitssoziologie der 1970er Jahre schienen Fragen nach dem Verhältnis von Arbeit und Gesellschaft und damit zugleich nach dem Verhältnis von Arbeitssoziologie und Gesellschaftstheorie dadurch beantwortet zu sein, dass sich die Disziplin auf die Diagnose der kapitalistischen Gesellschaftsform und somit den Grundwiderspruch von Kapital und Arbeit bezog.<sup>1</sup> Dies ermöglichte es der Arbeitssoziologie, sich als zentrale Disziplin in Gesellschaftsdiagnose und Gesellschaftstheorie zu betrachten. Diese Sichtweise wird heute kaum noch geteilt. Weder ist noch selbstverständlich, dass der Widerspruch von Kapital und Arbeit das Ganze der Gesellschaft bestimmt und damit kapitalistische Wirtschaft und kapitalistische/moderne Gesellschaft eng gekoppelt sind. Noch ist die Grenzziehung dessen geklärt, was als Gegenstand der Arbeitssoziologie begriffen wird und lange Zeit mit der »Industrie« in eins zu fallen schien.<sup>2</sup> Hier haben vor allem die Kritiken und Vorschläge der Frauen- und Geschlechtersoziologie produktiv gewirkt, die die Engführung auf die männlich konnotierte industrielle Erwerbsarbeit auch konzeptionell grundsätzlich in Frage stellte; aber auch der unübersehbare Bedeutungsgewinn von »Dienstleistungsarbeit« und von Formen erweiterter Arbeit haben eine Veränderung erzwungen. Obwohl so einerseits erfolgreich das Themenspektrum der Arbeitssoziologie erheblich ausgeweitet wurde, zog sich die Disziplin doch andererseits auf eine Bindestrichsoziologie eines gesellschaftlichen Teilsystems zurück.<sup>3</sup> Dies hat mit dem Verlust des Bezugs zur Gesellschaftstheorie zu tun, der in der Krisen- und Zukunftsdiskussion der Arbeitssoziologie Ende der 2000er Jahre (Huchler 2008) thematisiert wurde. Insbesondere Stefan Kühl (2004) vertrat damals die These, dass der Anschluss an die Gesellschaftstheorie für die Arbeitssoziologie erforderlich ist; allerdings präferierte er unter den zwei von ihm genannten theoretischen Optionen nicht den Marxismus, sondern die Systemtheorie (erneut Kühl 2018).

Zugleich wurden in den letzten beiden Jahrzehnten die weiterhin sehr ertragreichen empirischen Arbeiten und Befunde der Arbeitssoziologie in der öffentlichen Wahrnehmung von Autor\_innen überlagert, die feuilletonkompatibel Bilder einer neuen Arbeitswelt zeichneten, die der (einstmals) viel diskutierten »New Economy« und den Arbeitserfahrungen der Medienschaffenden verständlich waren. Sie waren keineswegs Phantasiegebilde, repräsentierten jedoch einen eher kleinen Ausschnitt der real existierenden Arbeitswelt, schienen aber die Beschreibung der Arbeit mit Glamour zu versehen und drängten damit die Arbeitssoziolog\_innen in die Rolle der Gestrigen und Bedenkenträger\_innen. Die Finanzmarktkrise von 2008 sorgte hier für etwas Ernüchterung, ohne dass aber die

---

<sup>1</sup> Für hilfreiche kritische Kommentare zu diesem Text danke ich Gabriele Wagner sehr.

<sup>2</sup> Es ist kurios, dass gerade dieser Bezug auf die »Industrie«(-Soziologie) den gesamtgesellschaftlichen Diagnoseanspruch der (damals noch so genannten) »Betriebs- und Industriesoziologie« zu garantieren schien, obwohl doch die zentrale Kontroverse auf dem Soziologiekongress von 1968 noch die zwischen »Spätkapitalismus *oder* Industriegesellschaft« (vgl. Adorno 1969) war.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu auch den Beitrag von Wolfgang Menz in »Perspektiven der Arbeitssoziologie 1«, IfS Working Paper Nr. 13 (im Folgenden als Menz 2021).

fortbestehende Orientierung auf die »creative economy« (Reckwitz 2017) eine ausreichende Umjustierung zuließ. Mit dieser Fehlfokussierung<sup>4</sup> waren neue Ausblendungen verbunden. Ich habe in einem Aufsatz (Voswinkel 2012a) versucht, diese Entwicklungen in eine Geschichte der für die Arbeitssoziologie charakteristischen Beziehung von »Aufklärungen und Ausblendungen« einzuordnen. Nach wie vor bin ich, wie in diesem Aufsatz dargelegt, überzeugt davon, dass die bürgerliche Gesellschaft (im Sinne des »Bürgerlichen« in der Gesellschaft) ein schwieriges Verhältnis zur Welt der Arbeit pflegt. Sie wird häufig als hinter den Fabrikmauern verborgene, die Selbstbeschreibungen bürgerlicher Öffentlichkeit und Demokratie irritierende, weil wenig öffentlich und demokratisch strukturierte »Parallelgesellschaft« ausgeblendet oder doch jedenfalls mit einer Mischung von Romantik, Schaudern und vor allem eben einem fehlfokussierenden Blick wahrgenommen. Wenn die Arbeitssoziologie mit ihrem realistischeren Blick auf die Arbeit demgegenüber als wenig sexy wahrgenommen wird, so mag dies auch manchmal an der Arbeitssoziologie liegen, aber doch, so scheint mir, eher Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse selbst zu sein.

Seit 2012 hat sich einiges verändert, aber eine erneute Lektüre meiner damaligen Skizze hat mir gezeigt, dass ich vieles weiterhin so schreiben könnte. In den letzten Jahren wird die Debatte über Arbeit fast ausschließlich entlang der Thematisierung von Digitalisierung bestritten. Das ist nicht falsch, aber es führt neben zweifellos erarbeiteten Aufklärungen erneut zu Ausblendungen wesentlicher Aspekte und Bereiche der Arbeit. Obwohl ich das Thema der Digitalisierung für sehr wichtig halte, werde ich es in diesem Aufsatz ausblenden, weil es meines Erachtens zu der hier im Zentrum stehenden Frage nach dem Verhältnis von Arbeitssoziologie und Gesellschaftstheorie bislang wenig beigetragen hat.

Ich habe diesen Beitrag vor dem Hintergrund der beiden Texte von Nicole Mayer-Ahuja und Wolfgang Menz verfasst, die im ersten IfS Working Paper der »Perspektiven der Arbeitssoziologie« abgedruckt sind,<sup>5</sup> nicht um mich kritisch mit ihnen auseinanderzusetzen oder von ihnen abzugrenzen – im Gegenteil, ich stimme mit sehr vielen, wenn nicht den meisten der angesprochenen Themen und Thesen überein –, sondern weil ich insbesondere das auch von ihnen angerissene Verhältnis von Arbeit und Gesellschaft theoretisch vertiefen möchte.<sup>6</sup> Ich bin der Auffassung, dass die Arbeitssoziologie zum einen eine hochprofessionelle Bindestrichsoziologie ist, dass sie aber stets in ihrem Zusammenhang mit der Gesellschaft und damit auch der Gesellschaftstheorie verstanden werden muss, weil gerade Arbeit von der spezifischen Form der Gesellschaft geprägt und zugleich für die Entwicklung der Gesellschaft von zentraler Bedeutung ist.

Dabei werde ich das Verhältnis von Arbeit und Gesellschaft in folgenden Dimensionen erörtern. Zunächst (2) gehe ich aus vom Begriff der Arbeit und der in der

---

<sup>4</sup> Es geht mir hier um die *Fokussierung*, nicht darum, die Untersuchungen der »creative economy« selbst als irrelevant, fehlgeleitet oder ohne aufschlussreiche Befunde zu diskreditieren.

<sup>5</sup> Mayer-Ahuja (2021); Menz (2021).

<sup>6</sup> Ich möchte ausdrücklich noch darauf hinweisen, dass meines Erachtens die Transnationalisierung der Arbeit in der Arbeitssoziologie zwar nicht ignoriert wird, aber doch bislang theoretisch-konzeptionell noch nicht den Stellenwert gefunden hat, der ihr zweifellos zukommt. Ich fühle mich wenig berufen, hier einen eigenen Beitrag leisten zu können, und klammere diese Thematik daher in diesem Aufsatz aus, obwohl ihre Bedeutung auch im Zusammenhang mit der Gesellschaftstheorie nicht überschätzt werden kann.

Marktgemeinschaft zentralen Unterscheidung und dem widerspruchsvollen Zusammenspiel von Gebrauchs- und Tauschwert beziehungsweise konkreter und abstrakter Arbeit. Darin ist bereits das Verhältnis von Arbeit und Lohnarbeit enthalten. Lohnarbeit kann als Element des Wirtschaftssystems betrachtet werden. Daran schließe ich daher (3) Überlegungen über das Verhältnis von Wirtschaftssystem und Gesellschaft an und setze mich mit den Versuchen auseinander, die Dominanz des Wirtschaftssystems auch im Rahmen einer Theorie funktionaler Differenzierung zu begründen. Es wird sodann (4) deutlich werden, dass Lohnarbeit beziehungsweise Arbeit als Element des Wirtschaftssystems nicht das Ganze der Arbeit ausmacht, zum einen weil auch Lohnarbeit sowohl eine Tauschwert- als auch Gebrauchswertseite hat beziehungsweise sowohl abstrakte wie konkrete Arbeit ist, zum anderen weil Arbeit nicht nur als Lohn- beziehungsweise Erwerbsarbeit, sondern als erweiterte Arbeit in allen Sphären der Gesellschaft geleistet wird. Das macht die Arbeitssoziologie über eine Bindestrichsoziologie hinaus zu einer Querschnittssoziologie. Nach dieser Verhältnisbestimmung von Arbeit und funktionaler Differenzierung werde ich mich dann (5) mit der kulturellen Einbettung von Arbeit befassen, einer weiteren Form der Verbindung von Arbeit und Gesellschaft. Anschließend (6) behandle ich das Verhältnis von Arbeit und sozialer Ungleichheit. Dabei erörtere ich, welche Bedeutung der Kategorie der »Klasse« in der Arbeitssoziologie zukommen kann, wie der Widerspruch von Kapital und Arbeit zu verstehen ist und begründe das Konzept des »sozialen Werts der Arbeitskraft«. Schließlich (7) widme ich mich dem »Subjekt« als Akteur\_in und Grenzgänger\_in der Systeme, der Bedeutung von Identitätsarbeit und betone, dass Subjekte immer sozialisierte und sozialisierende sind und gerade in der Arbeit daher nicht individualisierend gefasst werden können. Der Aufsatz schließt mit einem Fazit (8) und einigen Bemerkungen zu methodischen Implikationen (9) ab.

Man sieht: Ich bemühe mich um eine Verbindung neu interpretierter marxistischer sowie anerkennungstheoretischer Konzepte mit Theorieelementen der systemtheoretischen funktionalen Differenzierung, unterlaufe somit gewissermaßen die von Stefan Kühl seinerzeit gestellte Alternative, und betone die normativ-kulturelle Einbettung, die ihrerseits eine Verbindung, systemtheoretisch gesprochen: Interpenetration, der Teilsysteme leistet und damit deren Selbstreferenz in bestimmter Weise relativiert beziehungsweise ausformt. Schließlich betone ich die Bedeutung des Subjekts als Grenzgänger\_in der systemischen Differenzierung und – marxistisch gesprochen – als Austräger\_in des Widerspruchs von Kapital und Arbeit.

In diesem Text kann ich natürlich diese Themen nicht systematisch, geschweige denn umfassend behandeln. Ich muss und kann mich darauf beschränken, Akzente zu setzen und Anregungen für weitere Diskussionen zu geben.

## 2 Konkrete und abstrakte Arbeit

Zunächst also eine kurze Erörterung des Arbeitsbegriffs.

»Arbeit« umfasst viele und recht unterschiedliche Facetten, dementsprechend sind unterschiedliche Zugänge möglich, insbesondere in Abhängigkeit von dem jeweiligen Fokus und Erkenntnisinteresse. »Arbeit« ist daher im gesellschaftlichen Zusammenhang unterschiedlich konstituiert. Zumindest drei Zugänge seien hier angesprochen:

- Man kann versuchen, eine Definition zu entwickeln, die das Gemeinsame dessen hervorhebt, was wir unter Arbeit verstehen. Etwa die Definition von Hans Paul Bahrtdt (1983: 124): »Arbeit ist ein gekonntes, kontinuierliches, geordnetes, anstrengendes nützliches Handeln, das auf ein Ziel gerichtet ist, welches jenseits des Vollzugs der Arbeitshandlung liegt.« Hier stellen sich Fragen der Art: Ist Arbeit immer anstrengend? Ist Arbeit immer nützlich – und in welchem Sinne? Liegt das Ziel immer jenseits der Arbeitshandlung (etwa bei Dienstleistungsarbeiten)? Mir geht es hier nicht um eine Kritik der Bahrtdtschen Definition, ich will darauf hinweisen, welche Probleme sich stellen, wenn man eine objektivierende und generalisierende Definition zu formulieren versucht.
- Man kann die gesellschaftliche Formbestimmung der Arbeit betonen. Dann kann man zum Beispiel Arbeit mit Lohn- oder Erwerbsarbeit identifizieren, weil sie in einer kapitalistischen Wirtschaft dem Einkommenserwerb dient.
- Man kann die historischen Voraussetzungen dafür betonen, dass überhaupt von »Arbeit« gesprochen wird – im Unterschied zu spezifischen Arbeiten und Berufen. Erst die kapitalistische als eine Gesellschaftsform, so heißt es in den *Grundrissen* von Marx (1967: 25), »worin die Individuen mit Leichtigkeit aus einer Arbeit in die andre übergehn und die bestimmte Art der Arbeit ihnen zufällig, daher gleichgültig ist«,<sup>7</sup> ermöglicht es, von »Arbeit sans phrase« zu sprechen, so dass »selbst die abstraktesten Kategorien, trotz ihrer Gültigkeit – eben wegen ihrer Abstraktion – für alle Epochen, doch in der Bestimmtheit dieser Abstraktion selbst ebenso sehr das Produkt historischer Verhältnisse sind und ihre Vollgültigkeit nur für und innerhalb dieser Verhältnisse besitzen«.

Alle diese Zugangsweisen haben ihren spezifischen Sinn. Sie drücken jeweils einen Aspekt von »Arbeit« aus. Damit machen sie deutlich, dass das Verständnis nicht unabhängig davon ist, worauf der Fokus und das Erkenntnisinteresse gerichtet sind.

Betrachten wir nun die ersten beiden Definitionen. Die Definition von Bahrtdt betont die konkrete Arbeit, gerichtet auf die Herstellung konkreter Gegenstände als Gebrauchswerte. Die zweite Bestimmung von Arbeit stellt hingegen auf die abstrakte Arbeit im Sinne des Tauschwerts beziehungsweise Einkommenserwerbs ab. Damit rekurriere ich auf die für die Marxsche Theorie zentrale Unterscheidung von Gebrauchs- und

---

<sup>7</sup> Und im Lichte der Arbeitswerttheorie die »Arbeit« allgemein als abstrakte Arbeit Grundlage des in Tauschverhältnissen artikulierten Werts ist.



Tauschwert bei der Analyse der Ware, der auf der Ebene der Arbeit diejenige von konkreter und abstrakter Arbeit entspricht. Auf der Seite der konkreten Arbeit geht es um die spezifische Form der Auseinandersetzung der Arbeiter\_innen mit der Natur, dem jeweiligen Problem, dem jeweiligen Material. Es geht um einen spezifischen Nutzen für andere beziehungsweise für die Gesellschaft, um den Sinn der Arbeit.<sup>8</sup> Demgegenüber geht es bei der abstrakten Arbeit um ihre Funktion und Nutzung für die Verwertung des Kapitals auf der einen, für den Einkommenserwerbs der Arbeiter\_innen auf der anderen Seite. »Abstrakt« heißt diese Seite der Arbeit, weil sie von der konkreten Spezifik der einzelnen Arbeiten, ihrer Stofflichkeit, ihres Gebrauchs-Zwecks, ihrer erforderlichen Kompetenzen, absieht, als Element im Verwertungsprozess und als Mittel zum Einkommenserwerb fungiert, weshalb in dieser Dimension die konkreten Arbeiten gleich-gültig und austauschbar sind.

Arbeit ist somit in doppelter Weise bestimmt: als *konkrete* und als *abstrakte* Arbeit. Dieses Verhältnis ist ein spannungsvolles, widersprüchliches. Zum einen sind Gebrauchs- und Tauschwert in einer Marktwirtschaft aufeinander angewiesen: Ohne Gebrauchswert keine Verkäuflichkeit, ohne Verkäuflichkeit keine Gebrauchswertnutzung. Zum anderen aber stehen die jeweiligen Logiken und Wertmuster im Konflikt miteinander: Nützlichkeit gegen Verkäuflichkeit, Qualitätsansprüche der Arbeiter\_innen gegen Kostendenken in der Verwertungsperspektive, Gleichgültigkeit gegen die konkrete Arbeit versus Identifikation mit Beruf und Arbeitssinn, Kunden- versus Verkaufsorientierung. Sowohl in der Tauschwertperspektive (also als Ressource für ökonomischen Erfolg) als auch als konkrete Arbeit ist sie mit Leiden und Anstrengung ebenso wie mit Selbstwirksamkeitserfahrungen verbunden. Denn Arbeit ist herausfordernd, sie kann scheitern (Dejours 2007). Sie ist eine Arena der Bewährung; gerade deshalb ist sie wesentlich für die Entwicklung der Identität, die Erfahrung von Anerkennung und für Status und Lebensstandard.

### **3 Lohnarbeit und funktional differenzierte Gesellschaft**

Im Folgenden möchte ich das Verhältnis von Arbeit und Gesellschaft etwas genauer untersuchen. Die frühere Gewissheit vieler Arbeitssoziolog\_innen, dass der Widerspruch von Kapital und Arbeit Auskunft gab über die zentrale Struktur kapitalistischer Wirtschaft und Gesellschaft, ist seit langem schon vergangen, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Erstens wird das Verhältnis von (kapitalistischer) Wirtschaft und (kapitalistischer) Gesellschaft als wesentlich komplexeres begriffen. In Theorien funktionaler Differenzierung Luhmannscher Prägung wird dem Wirtschaftssystem – ebenso wenig wie einem

---

<sup>8</sup> Sarah Nies (2015) gebührt das Verdienst, die Dimension des Nutzens im Sinne des Gebrauchswerts für das Verständnis der Sinndimension von Arbeit hervorgehoben zu haben. Zur Diskussion des »Sinns der Arbeit« vgl. auch Hardering (2015) und Hürtgen (2017).

anderen Teilsystem – kein Primat zugewiesen und besitzt die Gesellschaft kein Zentrum (mehr). Zweitens werden auch in marxistischen Theorien keineswegs mehr eindimensionale Basis-Überbau-Konzepte vertreten, so dass andere Sphären der Gesellschaft nicht mehr einfach aus den Gesetzen und Strukturen der Wirtschaft abgeleitet werden können. Andere kritische Theorien stellen den Unterschied von System und Lebenswelt oder normative Anerkennungsverhältnisse zentral. Drittens konstituieren Formen der Subjektivierung im Foucaultschen Sinne, also der Unterwerfung der Subjekte unter Dispositive, Diskurse und Anrufungen (im marxistischen Sinne Phänomene des »Überbaus«) auch die Wirtschaft und das arbeitende Subjekt. Viertens hat die Arbeitssoziologie die Individualisierungstendenz mitvollzogen, indem sie den Bezug zur allgemeineren Untersuchung sozialer Ungleichheit jenseits der Analyse des Arbeitsmarktes teilweise verloren hat. Sie hat auch das (meines Erachtens kritisierenswerte, vgl. Voswinkel 2012b) Konzept des »objektiven Interesses« entleert und es manchmal eher wie eine »Präferenz« im Sinne der Rational-Choice-Theorie fortgeführt. Fünftens schließlich hat die Arbeitssoziologie wohl auch wegen ihrer empirischen Erfolgsgeschichte, nicht zuletzt getragen von einer Reihe auch im Bereich empirischer Forschung hochprofessioneller Forschungsinstitute, über eine längere Zeit der Entwicklung soziologischer (akademischer) Theoriebildung wenig Aufmerksamkeit geschenkt und umgekehrt auch von dieser wenig Beachtung erfahren.<sup>9</sup>

Doch trotz der seit längerem feststellbaren Entkopplung von Arbeitssoziologie und Gesellschaftstheorie kommt der Arbeit als Gegenstand der Arbeitssoziologie tatsächlich eine besondere Bedeutung und Aussagekraft für die Gesellschaft allgemein zu (vgl. auch Minssen 2008: 94). Es gibt sehr verschiedene Möglichkeiten, den Zusammenhang von Arbeit und Gesellschaft zu denken:

Eine Möglichkeit, die Bedeutung von Arbeit in der Gesellschaft zu begründen, liegt darin, die gegenwärtige Gesellschaft als eine zu begreifen, in der die Arbeit nicht nur als allgemeine Voraussetzung der Reproduktion des Lebens eine zentrale Rolle spielt, sondern auch im Selbstverständnis der Gesellschaft und in der Identitätsbildung der Subjekte und ihrer Anerkennungsverhältnisse. Insofern macht die Bezeichnung »Arbeitsgesellschaft« Sinn. Es ist eine historische Perspektive, mit der die Spezifik der gegenwärtigen (kapitalistischen, modernen) Gesellschaft hervorgehoben wird. Die zweite, bereits angesprochene klassisch-marxistische Möglichkeit besteht darin, für die Bewegung und Entwicklung der gesamten Gesellschaft den Widerspruch von Kapital und Arbeit als zentral zu sehen, der dann nicht nur Arbeit und Wirtschaft, sondern zumindest in abgeleiteter Form auch andere Bereiche der Gesellschaft und diese als Ganzes strukturiert. Diese zwei Möglichkeiten betonen die enge Verbindung von Arbeit und Wirtschaft und Gesellschaft. Eine dritte Möglichkeit bietet sich in einer Erweiterung der Theorie funktionaler Differenzierung. Im Folgenden werde ich versuchen zu zeigen, dass diese Möglichkeiten nicht

---

<sup>9</sup> Die Anfang der 1980er Jahre aufflackernde und auch bisher immer wieder (primär im Feuilleton) aufglimmende These vom Ende der Arbeitsgesellschaft übergehe ich hier als Ursache des gesellschaftstheoretischen Bedeutungsverlusts der Arbeitssoziologie, weil sie keinerlei Basis in der empirischen Realität findet; ähnlich auch Wolfgang Menz (2021) in seinem Beitrag zum IfS Working Paper »Perspektiven der Arbeitssoziologie I«.

alternativ sind, sondern ihre Verbindung für das Verständnis des Verhältnisses von Arbeit und Gesellschaft ertragreich ist.

Zunächst befaße ich mich mit der Verbindung von Arbeit und Gesellschaft in der erweiterten Theorie funktionaler Differenzierung. Diese Theorie betont zunächst die Eigenlogik der Teilsysteme (zum Beispiel Wirtschaft, Recht, Politik, Bildung, Wissenschaft) auf der Basis systemspezifisch die Kommunikationen steuernder Codes und entsprechender »legitimer Indifferenz« (Tyrell 1978: 183) gegenüber anderen Systemlogiken. In dieser Hinsicht – und dies ist auch die Position von Niklas Luhmann – scheint es dann nur wenig Sinn zu machen, eines dieser Teilsysteme als dominant zu verstehen, da sich zum Beispiel das System Recht nur entlang des binären Codes legal/illegal reproduziert und zum Beispiel den Code Zahlung/Nichtzahlung nur als Umweltrauschen wahrnimmt. Auch wenn man nicht der radikalen Variante der Autopoiesis-Konzeption Luhmanns (1997) folgt, sondern etwa Interpenetrationsbeziehungen im Sinne von Parsons und von Münch (1994) eine relevante Bedeutung zuerkennt, scheint es doch nicht ohne weiteres möglich, einem der Teilsysteme Dominanz zuzusprechen und überhaupt von einer Einheitlichkeit von Gesellschaft, gar mit einem Zentrum, auszugehen. Das gilt im Übrigen auch für die – in *dieser* Hinsicht – letztlich ähnlich gebauten Theorien von Max Weber (ausdifferenzierte Wertsphären) oder Pierre Bourdieu (soziale Felder, unterschiedliche Kapitalien), für die die jeweilige Dominanz von Wertsphären oder Kapitalien eine empirisch offene Frage bleibt.

In neuerer Zeit sind nun aber Versuche zu konstatieren, im Rahmen der Theorie funktionaler Differenzierung eine Dominanz des Systems Wirtschaft zu begründen. Besonders sticht hier der Ansatz von Uwe Schimank (2009) heraus. Er begründet die Dominanz des Systems Wirtschaft innerhalb der funktional differenzierten Gesellschaft mit drei Argumenten: Erstens stellt die Wirtschaft das Medium des Geldes bereit, das zur Reproduktion der anderen Teilsysteme gerade in einer modernen Gesellschaft notwendige Voraussetzung ist: Auch Familien benötigen Geld ebenso wie das Bildungssystem oder die Wissenschaft. Es ist somit »sozial ungleich universeller einsetzbar [...] als andere Medien« (ebd.: 331), was vor allem sein Fehlen in allen Bereichen der Gesellschaft spürbar und diese daher von der Wirtschaft abhängig macht. Zweitens herrscht ein »Kommodifizierungsdruck«<sup>10</sup> (ebd.: 334) gegenüber Formen der Leistungsproduktion anderer Teilsysteme, so dass die wirtschaftliche Logik dazu tendiert, sich auf andere Teilsysteme auszuweiten. Drittens schließlich hängt »der Lebensunterhalt der allermeisten Gesellschaftsmitglieder von beruflicher Lohnarbeit« ab (ebd.: 336), weshalb sie in ihrer Existenz von der Prosperität der Wirtschaft und ihrer beschäftigenden Organisation abhängen, deren Perspektiven also zumindest mitberücksichtigen müssen. Hinzu kommt als verstärkende Tendenz die »selbst erfüllende Prophezeiung« des angenommenen gesamtgesellschaftlichen Primats der Wirtschaft und der Unternehmensprosperität, etwa in der Ideologie des Neoliberalismus, so dass sich eine »kapitalistische Kultur der Moderne« (ebd.: 343) herausbilden kann. Aufgrund dieser so begründeten Dominanz der

---

<sup>10</sup> Klaus Dörre könnte hier von »Landnahme« sprechen.

kapitalistischen Wirtschaft spricht Schimank von einer (funktional differenzierten) kapitalistischen Gesellschaft.

Der Ansatz von Uwe Schimank sollte allerdings erweitert beziehungsweise präzisiert werden. Bei Schimank fehlt die Unterscheidung von Geld und Kapital (vgl. auch Mohan 2018). Die Spezifik des Geldes in der kapitalistischen Wirtschaft besteht darin, dass Geld nicht nur als Tauschmittel existiert, sondern als Mittel der Verwertung, also der investiven Vermehrung. Das hat zur Voraussetzung, dass Arbeitskraft und Boden zu Waren werden, mit anderen Worten, dass die Arbeitskräfte systematisch von den Produktionsmitteln getrennt und daher auf Kapitaleigner angewiesen sind, um arbeiten zu können. Dies müssen sie, weil sie in einer Marktgesellschaft für ihre Reproduktion selbst wiederum auf Geld angewiesen sind, um nunmehr auf den Märkten Waren zum Lebensunterhalt zu erwerben. Die Spezifik des Wirtschaftssystems besteht gerade darin – und das kann dem Schimank-schen Argument, dass nur die Wirtschaft Geld bereitstellt, eine klarere Fassung geben –, dass hier Geld eingesetzt wird, um – über die Produktion mit Hilfe von Arbeitskräften – mehr Geld zu erzeugen ( $G - W - G'$ ). Hiermit ist nicht nur das Verwertungsprinzip zentral gestellt, sondern auch die Bedeutung der Arbeit entsprechend betont.

Folgt man dieser präzisierten Fassung der These einer kapitalistischen funktional differenzierten Gesellschaft, dann muss man nicht nur die Binnendynamik der Teilsysteme, sondern auch deren Interdependenzen und Interpenetrationen in den Blick nehmen. Wirtschaft ist dann gesellschaftstheoretisch im funktional differenzierten *Zusammenhang* der Systeme zu betrachten. Diese Erkenntnis ist der Arbeitssoziologie keineswegs fremd, vielmehr gibt es seit langem eine Reihe von Ansätzen, die verschiedene Bereiche der Gesellschaft systematisch miteinander verknüpfen. So werden etwa in denjenigen Verständnissen des »Fordismus«, die diesen nicht auf Taylorismus und Fließband reduzieren, etwa in der Regulationstheorie (Aglietta 1979) Arbeits- und Konsumformen (Wittemann 1996), Arbeit und Wohlfahrtsstaat und Arbeit und Stadtstruktur miteinander verbunden. Im Konzept der Alltäglichen Lebensführung sind Arbeit, Alltag und Familie im Konzept der »Entgrenzung« miteinander verknüpft (Gottschall und Voß 2003; Jurczyk et al 2009), in Forschungen zur interaktiven Arbeit und zur Dienstleistungsarbeit wird der Zusammenhang von Arbeits- und Kundenbeziehungen deutlich (Voswinkel 2005; Jacobsen und Voswinkel 2005). In der Erwerbsbiographieforschung werden Arbeit, Lebenslauf, Lebensorientierungen und Identitätsbildung in eine Verbindung gebracht (Giegel 1989; Hürtgen und Voswinkel 2014). Dies sind nur einige Beispiele für bereits seit längerem verfolgte konzeptionelle wie auch empirische Verbindungen verschiedener Bereiche der Gesellschaft mit der Arbeitswelt. Heute ist die Digitalisierung der Arbeit nicht sinnvoll zu verstehen, ohne die Verbindung von digitalisierter Arbeit, digitalisierter Freizeit und digitalisierten Sozialbeziehungen in den Blick zu nehmen – was noch zu wenig geschieht.

## 4 Ein erweiterter Arbeitsbegriff

Die im Anschluss an Schimank vertretene These der Dominanz des Wirtschaftssystems in der funktional differenzierten Gesellschaft stellt allerdings einseitig auf die Tauschwertseite beziehungsweise die abstrakte Arbeit ab. Daher spricht er auch von der Dominanz des *Wirtschaftssystems*. Mir geht es hier allerdings um die Frage nach dem Verhältnis von *Arbeit* und Gesellschaft. Mithin wäre das Verhältnis von Wirtschaft und Arbeit zu klären. Für eine Arbeitssoziologie, die sich als »Betriebs- und Industriesoziologie« verstand, war dies kein Problem, sie identifizierte Arbeit mit Lohn- oder Erwerbsarbeit. Arbeitssoziologie war eigentlich Lohn- oder Erwerbsarbeitssoziologie. Bezieht man jedoch die konkrete Arbeit mit ein, so rückt auch die konkrete Arbeitsausführung in den Blick. Damit werden auch Arbeiten erfasst, die gesellschaftlich nicht als Lohn- oder Erwerbsarbeiten geformt sind. Ein Arbeitsbegriff, der sich auf konkret nützliche Arbeiten bezieht, ist dann nicht mehr identisch mit dem der Lohnarbeit beziehungsweise der Arbeit im Wirtschaftssystem.

Mit einem solchen erweiterten Arbeitsbegriff (Nierling 2013), der Arbeit nicht nur auf das System der Wirtschaft bezieht, wird Arbeitssoziologie von einer Bereichs- zu einer Querschnittsdisziplin.<sup>11</sup> Denn Arbeit findet in allen Teilsystemen statt: als Haus- und Erziehungsarbeit in der Familie, als Ausbildungsarbeit im Bildungssystem, als Arbeit von Politikern zwecks Akkumulation von Macht und Einfluss und als kreative Arbeit in der Kunst oder dem privaten Bildhauern und Musizieren. Besonders Freiwilligenarbeit und Sorgearbeit auch außerhalb von Erwerbszwecken sind dann zu Recht Gegenstand der Arbeitssoziologie. Sie sind dies umso mehr, als sie sowohl unentgeltlich wie entgeltlich, als Erwerbsarbeit oder als »private« Reproduktionsarbeit ausgeübt werden können. Allerdings dürften mit diesem Unterschied wesentliche Differenzen des Sinn- und Bedeutungsgehalts verbunden sein. Kurz gesagt tritt bei entgeltlicher Ausübung zu der Gebrauchswert- die Tauschwertorientierung.

Zunächst habe ich die besondere Bedeutung der Arbeit für die Gesellschaft mit der Dominanz des Wirtschaftssystems – und damit der Erwerbs- und Lohnarbeit – unter den Teilsystemen der Gesellschaft begründet. Aber auch eine Arbeitssoziologie, die sich auf den erweiterten Arbeitsbegriff bezieht, ist zentral für das Verständnis der Gesellschaft im Ganzen. Warum ist das so?

Hier möchte ich zunächst auf die Zentralität der »Arbeit« für die Identität der Menschen in einer »Arbeitsgesellschaft« verweisen. Zudem geht in einer von der Lohnarbeit und damit der kapitalistischen Wirtschaft dominierten Gesellschaft vom Dispositiv der »Arbeit« ein Verständnis des Handelns als »Arbeit« im Sinne zweckrationalen Handelns aus. Die »Arbeit« wird (einseitig) als systematisch auf ein Ziel gerichtetes planmäßiges Handeln verstanden und ist insofern charakteristisch für den allgemeinen Prozess der

---

<sup>11</sup> Das Gleiche gilt für die Organisationssoziologie: Auch Organisationen sind in unterschiedlichen Teilsystemen relevant und prägen die Art der dortigen Leistungserbringung.

Rationalisierung der Moderne im Sinne von Max Weber. Der Begriff der »Arbeit« wird *verengt* auf den der zielgerichteten zweckrationalen Tätigkeit, speziell zum Zwecke des Erwerbs, und erfährt zugleich eine *Ausweitung*, um Tätigkeiten aufzuwerten, die man nicht sofort als Arbeit verstehen würde: Beziehung(sarbeit), Trauer(arbeit) usw. Auch die »Arbeit an sich selbst« bezeichnet eine systematisch vorgenommene Selbstoptimierung als Anrufung moderner Individuen. Dies ist mehr als nur eine Metapher; der Ausdruck spricht zentral eine Dimension des modernen Menschenbildes an.

Aber die Erweiterung des Arbeitsbegriffs ist auch über diese gewissermaßen kulturelle hinaus von gesellschaftstheoretischer Bedeutung. Die Verengung von »Arbeit« auf Lohn-beziehungsweise Erwerbsarbeit wird nun seit geraumer Zeit – insbesondere von der Frauen- und Geschlechterforschung – kritisiert und ist auch zumindest im Prinzip überwunden.<sup>12</sup> Ich will auf diesen Punkt hier nicht näher eingehen und verweise auf einen geplanten Aufsatz von Carolin Mauritz in einem der nächsten IfS Working Papers.

Gesellschaftstheoretisch wird das Verhältnis von Produktions- und Reproduktionssphäre besonders in feministisch inspirierten Theorien des Verhältnisses von Produktions- und Reproduktionssphären zum Thema gemacht, etwa in der Theorie von Regina Becker-Schmidt (2008; Becker-Schmidt und Krüger 2009). Sie spricht von der »doppelten Relationalität«, nämlich der Verknüpfung der Asymmetrie des Geschlechterverhältnisses und der Asymmetrie gesellschaftlicher Sphären. Zum einen stehen die »nur« reproduktiven Bereiche, speziell der Care-Sektor als »Gedöns« (Ex-Bundeskanzler Gerhard Schröder) im Schatten »produktiver Bereiche« der Wirtschaft. Diese Macht- und Anerkennungsasymmetrie korrespondiert mit der geschlechtlichen Prägung der beiden Bereiche, dem männlich konnotierten Erwerbssektor, speziell der Produktionsarbeit, und dem weiblich konnotierten Bereich der Care- und Reproduktionsarbeit. »Dem ›doing gender‹ in den Geschlechterbeziehungen entspricht ein ›doing society‹ in der Relationierung gesellschaftlicher Sphären.« (Kerber-Clasen und Voswinkel 2018: 74) Die Sphärenbeziehung ruht somit auf historisch tief verwurzelten und in die Psyche der Subjekte eingeschriebenen geschlechtlich bestimmten Machtbeziehungen und Geschlechterbildern auf. Es ist somit kein Zufall, dass die klassische Industriesoziologie faktisch eine Soziologie der männlichen Facharbeiterschaft war. Eine für Geschlechterbeziehungen sensible Arbeitssoziologie muss vor diesem Hintergrund eine sein, die den Zusammenhang von Arbeit und Gesellschaft im Blick hat.<sup>13</sup>

Die Perspektive der konkreten Arbeit impliziert aber auch, dass die Arbeit in ihrer konkreten Ausübung, in ihrer Auseinandersetzung mit dem Material, in ihrer Stofflichkeit, der technisch unterschiedlich vermittelten »Bearbeitung« des Problems, sei es ein technisches oder eines der Interaktion mit Menschen, das heißt die Materialität der Arbeit (weiterhin) ein wesentlicher Gegenstand der Arbeitssoziologie ist. Das schreibe ich, um der zeitweiligen Fokussierung von Aufmerksamkeit auf die Seite des

---

<sup>12</sup> Was nicht heißt, dass in der Praxis der Forschung nicht doch weiterhin die Identifizierung von Arbeit mit Lohn-/Erwerbsarbeit verbreitet ist. Ähnlich Wolfgang Menz in seinem Beitrag zum IfS Working Paper Nr. 13, siehe Menz (2021).

<sup>13</sup> Es sei denn, sie verkürzt sich selbst auf Fragen der Gendergerechtigkeit bei Karrierepositionen oder besonderer Anforderungen in der »Frauenarbeit«.

Beschäftigungsverhältnisses, also eine eher arbeitsmarktsoziologische Betrachtung, einen anderen Schwerpunkt zuzugesellen. Es geht nicht nur darum, dass man eine Arbeit *hat*, sondern wie man *arbeitet*.

Aber gesellschaftstheoretisch bleibt dabei zu beachten, dass in einer kapitalistischen Gesellschaft die konkreten Arbeiten eingebettet sind in eine vom Verwertungsprinzip geprägte Gesellschaft. Erwerbsarbeiten und erweiterte Arbeiten oder – anders ausgedrückt – Produktions- und Reproduktionsarbeiten sind daher nicht zwei voneinander unabhängige oder gar gleichrangige Sphären. Zwischen ihnen besteht ein asymmetrisches Verhältnis funktionaler *Zuordnung* – und dies hat eben mit der in der Theorie einer funktional differenzierten kapitalistischen Gesellschaft herausgestellten Bedeutung von Geld beziehungsweise Kapital für die gesellschaftliche Reproduktion insgesamt zu tun. Aber zugleich handelt es sich nicht lediglich um eine *Unterordnung* erweiterter Arbeit unter die Erwerbsarbeit oder konkreter Arbeit unter abstrakte, sondern um ein *spannungsreiches*, oftmals widersprüchliches *Verhältnis* zwischen beiden.

Es ist also auch gesellschaftstheoretisch wichtig, die Arbeitssoziologie über den Bereich der Lohnarbeit hinaus zu erweitern. Das aber hat eine wesentliche Implikation: Sie grenzt die Zentralität des »Transformationsproblems« für die Arbeitssoziologie, auf die Nicole Mayer-Ahuja (2021) in ihrem Beitrag zu den »Perspektiven der Arbeitssoziologie 1« (IfS Working Paper Nr. 13) zu Recht hingewiesen hat, ein. Dieses besteht darin, dass sich aus dem Umstand, dass die Arbeitskraftbesitzer den Kapitaleignern ihre Ware Arbeitskraft vermieten, aber nicht ihre (geleistete) Arbeit verkaufen, für die Mieter der Arbeitskraft die Aufgabe ergibt, im Prozess der Arbeitskraftanwendung Ausmaß, Art und Zielsetzung der Arbeit erst noch bestimmen und steuern zu müssen. Die konkrete Arbeitsausführung ist im Arbeitsvertrag noch nicht festgelegt, sondern muss von den beschäftigenden Organisationen durchgesetzt und präzisiert werden. Dieses Transformationsproblem von Arbeitskraft in Arbeit macht Fragen der Kontrolle, Steuerung, Motivation, Sanktionierung und auch Anerkennung, also *Herrschaft* zum zentralen Thema der Arbeitssoziologie.<sup>14</sup>

Ich stimme völlig damit überein, dass es sich beim Transformationsproblem um eines der zentralen Bezugsprobleme der Arbeitssoziologie handelt.<sup>15</sup> Es ist indes mit einer bestimmten Perspektive auf den Gegenstand Arbeit verbunden, nämlich der Frage, wie Organisationen dieses Problem lösen, welche Kontrollformen sie anwenden, wie sich diese auf die Beschäftigten auswirken und wie diese damit umgehen und eventuell Widerstand leisten können. Es ist, wie Heiner Minssen treffend formuliert, »das entscheidende Problem, das in Betrieben und Verwaltungen immer wieder neu gelöst werden muss«

---

<sup>14</sup> An dieser Stelle sei nur kurz angemerkt, dass es beim »Transformationsproblem« entgegen verbreiteter Verkürzung nicht nur um das *Ausmaß* der Arbeit oder die *Motivation* der Beschäftigten zur Arbeit geht, sondern um die *Steuerung* der Arbeit, also darum, dass die (auch oder gerade die motivierten) Arbeiter\_innen so arbeiten, wie es Organisation und Management (oder der »Markt«) erwarten. Weil es auch um die Vermeidung von Eigensinn geht, beinhaltet die Lösung des Transformationsproblems immer auch ein Stück *Demotivation*.

<sup>15</sup> Allerdings lässt es sich nicht nur mit der Differenz von Arbeitskraft und Arbeit in der Marxschen Theorie begründen. Ähnliche Problemstellungen ergeben sich in der Luhmannschen Systemtheorie aus der über Mitgliedschaft hergestellten bloßen Teilinklusion der Person in die Organisation und in Rational-Choice-Ansätzen aus dem Principal-Agent-Problem.

(Minssen 2017: 301). Es ist *nicht* das Problem, das Lohnabhängige lösen müssen, wenn sie Arbeit suchen, wenn sie der Arbeit in ihrem Leben einen bestimmten Stellenwert und Sinn einräumen. Und es ist nicht das Problem, das in der Reproduktionsarbeit gelöst werden muss oder in der Abstimmung von Arbeit und Familie. Damit will ich sagen: Letztlich nimmt die Arbeitssoziologie mit Bezugnahme auf das Transformationsproblem eine funktionalistische Perspektive auf eine Aufgabe ein, die zunächst einmal das Kapital bearbeitet und mit dem Beschäftigte *in ihrem Lohnarbeitsverhältnis* umgehen müssen. Es ist allerdings auch die Perspektive, in der scheinbar am unmittelbarsten der Interessenantagonismus von Kapital und Arbeit sich niederschlägt. Eine Erweiterung des Arbeitsbegriffs relativiert diese Frage als *eine* – zweifellos zentrale – Perspektive auf Arbeit. Neben diese treten andere:

Zum Beispiel die Fragen nach den Ansprüchen von Arbeiter\_innen an Arbeit, nach dem mit der Arbeit verbundenen Sinn, nach der Bedeutung der Arbeit im biografischen Zusammenhang von Menschen, nach der Reproduktion des Lebens und der Sorge um Andere, nach dem kulturellen Verständnis von Arbeit usw. Zwar können alle diese Fragen wiederum auf ihre Implikationen für das Transformationsproblem betrachtet werden – aber das ist zweifellos nicht die einzige Perspektive, sich mit ihnen zu befassen. Und – darauf komme ich später zurück – diese Perspektive von Sinn, Anerkennung, Identität, Lebenszusammenhang aufzuwerfen, lenkt keineswegs vom Widerspruch von Kapital und Arbeit ab.

## 5 Kulturen der Arbeit

Was unter »Arbeit« verstanden wird, ist keineswegs überhistorisch einheitlich. Vielmehr ist sowohl das Verständnis dessen, was als Arbeit, was als gute Arbeit gilt, wie Arbeit an sich und wie bestimmte Arbeiten bewertet werden, historisch unterschiedlich. Arbeit ist immer in gesellschaftliche Weltansichten und Normativitäten eingebettet. Dies hat eine historische Dimension (Jochum 2018) und eine kulturelle Dimension, die auch von einer Ethnologie und Anthropologie der Arbeit sprechen lässt (Spittler 2016).

Die kulturelle Einbettung der Arbeit ist nicht nur eine historische oder eine Frage des Vergleichs »ferner« Kulturen. Sondern die kulturelle Dimension von Arbeit wird gerade in der gegenwärtigen Gesellschaft wichtig, in der Globalisierung und Migration die verschiedenen kulturellen Konstruktionen von Arbeit im unmittelbaren Kontakt deutlich und für die Arbeit selbst wichtig werden lassen. Man könnte sagen: Besonders unter Verhältnissen, in denen kulturelle Arbeitskonstruktionen real interagieren, wird ihre Bedeutung erkannt und zum Thema. Dann ist eine Arbeitssoziologie nicht mehr sinnvoll denkbar,<sup>16</sup> die Arbeiter\_innen als bloße Arbeitskräfte ohne kulturelle Einbettung behandelt.

---

<sup>16</sup> Obwohl sie immer noch praktiziert wird.



Was meine ich nun, wenn ich von »Kultur« spreche? Zunächst: Keine essenzialisierende Vorstellung von Kulturen, die bestimmten Ethnien eigen sind – das sollte sich von selbst verstehen. Kultur verstehe ich als einen Oberbegriff für die in einem bestimmten Bereich (Gesellschaft, Klasse, Milieu, Region und vielem anderem mehr) prägenden und erzeugten Vorstellungen, Empfindungen/Gefühlsregeln, Werte, Normativitäten und Anerkennungsverhältnisse. Sie schlagen sich in Symbolen und Dingen wie auch Körpern nieder, bezeichnen institutionalisierte Muster und werden in Praktiken erzeugt und reproduziert (»doing culture«, vgl. Hörning und Reuter 2004). Kultur ist zu verstehen »als alltägliche symbolische Dimension der Praxis«, »als Repertoire der Sozialität« (Hillebrandt 2009: 79). Kulturen sind nicht starr, sondern entstehen und verändern sich beziehungsweise werden verändert, prägen aber zu einem jeweiligen Zeitpunkt durchaus Verhalten, Fühlen, Denken, Werte. In diesem Sinne bedingen sie auch bestimmte Pfadabhängigkeiten des sozialen Wandels. Einzelphänomene sind somit in Kulturen eingebettet. Kulturen sind übrigens nicht (unbedingt) in sich geschlossen oder einheitlich, sondern können mehrdimensional, spannungsreich und ambivalent sein – wie soziale Phänomene generell.

Kultur ist also als eine Kategorie sozialer Einbettung zu verstehen. Angewendet auf Arbeit (und Wirtschaft) erkennt man eine Nähe zum Konzept der »moralischen Ökonomie«, wie es von E.P. Thompson (1980) in seiner Analyse der Widerständigkeit englischer Unterschichten im 18. Jahrhundert entwickelt wurde und seitdem als ein breit akzeptiertes Konzept etabliert ist. Moralische Ökonomie bezeichnet die Weise, in der ökonomisches Handeln in moralische Normen von Gerechtigkeit und Rechtfertigung eingebunden sind (Bolton und Laaser 2020: 60; Mau 2004). Im Anschluss an die Fassung bei Karl Polanyi (1997) gewinnt es eine kritische Bedeutung gegenüber der Entbettungstendenz kapitalistischer Märkte, denen Polanyi die Erwartung von Gegenbewegungen neuer Einbettungen entgegenstellte. Diese institutionalistische Perspektive wird von Andrew Sayer (2011) um die Vorstellungen einer »lay morality« im alltäglichen Verhalten erweitert. Ähnlich lassen sich auch Axel Honneths Konzeption der »Anerkennung« (Honneth 1994), Luc Boltanskis und Laurent Thévenots Konzept der »Rechtfertigungsordnungen« (Boltanski und Thévenot 2007) und Rahel Jaeggis Konzept sozialer Praktiken und Lebensformen (Jaeggi 2018) hier anschließen.

Kulturen der Arbeit können sich auf sehr unterschiedliche Einheiten beziehen. Aus der Organisationsperspektive betrachtet kann man demnach zwischen internen und externen (oder besser: organisationsübergreifenden) Kulturen unterscheiden. Zu den organisationsinternen Kulturen lassen sich die Unternehmens- oder Betriebskulturen rechnen. Hier handelt es sich um ein zweifellos inflationär verwendetes Konzept, das in sich durchaus widersprüchlich und problematisch ist. Denn oft wird die Vorstellung transportiert, Kultur ließe sich absichtsvoll – und dann einheitlich und verbindlich – in Organisationen implementieren. Auch wenn die Bedeutung der Unternehmensphilosophie zumindest für die Sprachspiele in der Organisation und gegenüber ihrer Umwelt nicht ignoriert werden darf, so ist hier doch Skepsis angebracht und es ist wichtig, zwischen *talk* und *action* (Brunsson 1989) zu unterscheiden und nicht zuletzt auch die Widerständigkeit der Beschäftigten und die Existenz einer »Belegschaftskultur« (Wittel 1997) einzubeziehen. Der

»Unternehmenskultur« gegenüber sind deshalb Konzepte angemessener, mit denen die normativ geprägten betrieblichen Sozialbeziehungen gefasst werden. Hermann Kotthoff nennt »betriebliche Sozialordnung« »eine von Deutungen, Symbolen und Affekten nicht minder als von Interessen angeleitete interaktive und kommunikative Praxis von gegenseitig abhängigen konkreten Personen« (Kotthoff 1994: 24). Eva Senghaas-Knobloch, Brigitte Nagler und Annette Dohms (1997) sprechen von der »betrieblichen Arbeitskultur«, Guido Becke (2008) von »sozialen Erwartungsstrukturen in Unternehmen«. Ungeachtet der Vor- und Nachteile der einzelnen Konzepte besteht ihr Wert darin, eine Einbettung des wirtschaftlichen und organisatorischen und des Arbeitshandelns in Organisationen in eine kulturelle, soziale und normative Welt vorzuschlagen, die nicht die von oben konstruierte »Unternehmenskultur« fehlfokussiert.

Bei den organisationsübergreifenden Kulturen kann es sich um regionale Arbeitskulturen handeln, womit etwa bestimmte normative Arbeitsorientierungen in einer historisch gewachsenen und zum Beispiel religiös in spezifischer Weise geprägten Gegend angesprochen sind. Besonders bedeutsam sind Berufskulturen, also in beruflichen Ausbildungs- und Sozialisationsprozessen vermittelte und in Praktiken sich niederschlagende Vorstellungen richtiger Arbeit und guter Leistung. Auch Branchenkulturen sind bedeutsam, also für einen Wirtschaftssektor charakteristische Orientierungen etwa guter Automobile oder kreativer künstlerischer Tätigkeit.

»Kulturen« in diesem Sinne stehen nicht im Gegensatz zu einem Konzept von Interessen, das über lange Zeit eher selbstverständlich, will sagen: unreflektiert, die Arbeitssoziologie dominiert hat. Denn auch »Interessen« sind eingebettet in kulturelle Welten, in denen sie erst definiert und als berechtigt legitimiert werden. Sowohl das Selbstverständnis, bestimmte Interessen vertreten zu wollen und zu dürfen, als auch das Verständnis von Interessengegenschaften und Formen der Interessenausprägung sind eingebettet in normative und kulturelle Deutungen und Rechtfertigungen sowie Erfahrungen in Praktiken. Ohne sie ist das Handeln der Menschen, sowohl von individuellen Arbeiter\_innen als auch von Beschäftigtenkollektiven, nicht angemessen zu verstehen.

Bislang wurde in der Arbeits- und Betriebssoziologie der Blick vor allem auf die organisationsinternen Kulturen gerichtet, insbesondere fokussiert auf die größeren Betriebe. Aber ich stimme Nicole Mayer-Ahuja (vgl. ihren Beitrag Mayer-Ahuja 2021 in IfS Working Paper Nr. 13) vollständig zu, dass die lange Zeit berechtigte Zentralstellung von Betrieb oder Organisation als sozialem Raum der Arbeit zwar nicht überholt, aber doch stärker relativiert werde durch überbetriebliche Karrierewege, durch die Zunahme prekarierteter Beschäftigungsverhältnisse und flexibler Erwerbsverläufe, so dass die Fokussierung auf den Einzelbetrieb eine Konzentration auf die Stammebelegschaften mit sich bringe und dazu tendiere, andere Beschäftigtengruppen auszublenden. Stattdessen komme es darauf an, Beschäftigten durch den Arbeitsmarkt zu folgen. Meines Erachtens kommt gerade dann den verschiedenen Berufs-, Branchen-, aber auch regionalen Kulturen und Netzwerken eine erhebliche Bedeutung zu, die von der Arbeitssoziologie bislang zu wenig betrachtet wurde.

## 6 Arbeit und soziale Ungleichheit

Für das Verhältnis von Arbeitssoziologie und Gesellschaftstheorie ist das von Arbeit und sozialer Ungleichheit von besonderer Bedeutung. Nun ist allerdings die Arbeitssoziologie jenseits der Arbeitsmarktsoziologie seit geraumer Zeit allenfalls lose verbunden mit der Soziologie sozialer Ungleichheit. Das erstaunt, strukturiert doch Arbeit speziell im Bereich von Wirtschaft und vermittelt über die Struktur von Arbeitsorganisationen und deren Zugangs- und Aufstiegsmechanismen die gesellschaftliche Ungleichheit in erheblichem Maße.<sup>17</sup> Fragen der Transformation von Arbeitskraft in Arbeit, aber auch etwa des Zusammenhangs von Arbeit und Leben(sführung) werden nicht systematisch mit Ungleichheitsstrukturen in gesamtgesellschaftlicher Perspektive verbunden. Das ist keineswegs nur der Arbeitssoziologie geschuldet. Vielmehr vernachlässigen Ungleichheitsforscher\_innen ihrerseits häufig die Bedeutung der Arbeit und der Organisationen zugunsten von Fragen der Bildungschancen, der Lebensstile oder Konsumformen<sup>18</sup> – ihrerseits keineswegs unwichtig, aber eben auch vermittelt durch Arbeit und Beruf und hierfür ihrerseits prägend (Brückenkategorien können hier etwa der Habitusbegriff von Bourdieu, die Erwerbsbiographie und anderes mehr sein). Auch die Verbindung über Legitimationskonzepte wie etwa das Leistungsprinzip erscheint aussichtsreich, weil hier gesellschaftliche normative Muster für Ungleichheiten in Arbeit und Organisation relevant gemacht und dabei spezifisch konkretisiert werden (Menz und Nies 2018: 138; Kratzer et al. 2015; Voswinkel und Wagner 2014).

Überwiegend aber fokussieren diese Analysen innerorganisationaler Ungleichheiten auf die internen Ungleichheitsbeziehungen in Organisationen und sie tun dies in erster Linie im Hinblick auf die Ungleichheit *innerhalb* der Arbeitnehmer\_innenschaft. Dies entspricht zwar der empirischen Lage, derzufolge Beschäftigte ihre soziale Position mit der nahestehender Gruppen (im Sinne der »relative deprivation«, vgl. Runciman 1966) vergleichen und dabei die »großen« Vergleiche von Management, Eigentum, Vermögen und normaler Arbeiterschaft ausblenden oder jedenfalls auch dann, wenn sie grundsätzlich kritisiert werden, doch in den alltäglichen Bewertungen und Empörungen nicht relevant machen. Damit stellt sich nun aber die Frage, wie die Arbeitssoziologie mit den großen sozialen Ungleichheiten verbunden werden kann.

---

<sup>17</sup> Das betonen auch Menz und Nies, wenn sie schreiben: »Praktisch das gesamte Human Resource Management hat ungleichheitsregulierende Funktionen und Implikationen, indem es klassifiziert, selektiert und hierarchisiert. [...] In der Personal- und Aufbauorganisation wird über die hierarchische und funktionale Zuordnung der Beschäftigten zu Aufgaben sowie die Arbeitsteilung und die Kooperationsformen zwischen ihnen entschieden.« (Menz und Nies 2018: 126) Umso wichtiger wäre es, diese Betrachtung nicht auf den Bereich der Organisation zu beschränken, sondern auf die gesellschaftliche Ebene zu übertragen.

<sup>18</sup> Stefanie Hürtgen weist darauf hin, dass diese konzeptionelle Marginalisierung von Arbeit auch in gesellschaftskritischen Ansätzen immer wieder vorzufinden ist und damit gerade auch die widerständigen Potenziale in der (konkreten) Arbeit übergangen werden (Hürtgen 2020).

## 6.1 Klasse

Nicole Mayer-Ahuja plädiert in ihrem Beitrag (2021) dafür, den »Elefanten« im Raum wieder mehr zu thematisieren: die »Klassenverhältnisse«. Ich stimme dem zu und möchte im Folgenden erörtern, in welchem Sinne mir dies möglich und sinnvoll erscheint. Zunächst sollte man darüber Klarheit gewinnen, was man sich von der Rethematisierung der »Klasse« erwartet, also worum es geht, wenn man soziale Ungleichheit mit der Kategorie der »Klasse« zu fassen versucht. Einige Unterscheidungen:

1. Zugespitzte (antagonistische) Spaltung der Gesellschaft: Spricht man von »Klasse« statt von »Schicht« oder »Milieu«, so bezeichnet man damit jedenfalls im deutschen Sprachraum eine zugespitzte tendenziell antagonistische Spaltung der Gesellschaft, einen qualitativen Schnitt zwischen »oben« und »unten« (wie immer das gefasst wird), einen *Klassengegensatz*. Anders beim Schichtkonzept: Hier werden zwar vertikale Abstufungen sozialer Ungleichheit thematisiert, die aber eher gradueller Natur sind. Diese Unterscheidung ist in dieser Weise im angelsächsischen Sprachraum nicht gegeben, da hier der Terminus »class« sowohl »Klasse« wie »Schicht« bezeichnet, ein eigener Terminus für »Schicht« fehlt. Das ist bei der Bezugnahme auf angelsächsische Texte zu bedenken. Mit »Milieu« adressiert man hingegen sozial-kulturelle Gruppen, die zwar – jedenfalls im Milieukonzept von Michael Vester (2014) – in einigen Dimensionen mit Klassen (eher im Weberschen und Bourdieuschen Sinne verstanden) korrespondieren, aber keine Binnendifferenzierung des Klassengegensatzes sind, sondern eine Kombination von ökonomischen, kulturellen und politischen Dimensionen. Mit dem Begriff der »Klasse« ist also in der Regel die Aussage verbunden, dass sich die Spaltung der Gesellschaft in der Ungleichheit verschärft. Hierbei stehen die Einkommens- und Vermögensverhältnisse im Vordergrund.
2. Zunehmendes Bewusstsein von sozialen Gegensätzen und entsprechende Organiserungen und politische Ausdrucksformen: Hier wird weniger auf strukturelle Spaltungen als auf ein wachsendes Klassenbewusstsein abgestellt. Für die Verwendung von »Klasse« spräche dann, wenn die Arbeiter\_innen zum Beispiel den Unterschied zu »oben« oder »den Unternehmern« betonen, wie dies etwa in der klassischen Studie zum »Gesellschaftsbild der Arbeiter« (Popitz et al. 1957) in den 1950er Jahren herausgearbeitet wurde; dagegen, wenn sich die Vorstellung einer »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« (Schelsky 1965) ausbreiten würde.
3. Betonung der *ökonomischen* Dimension der Ungleichheitsstruktur: Nicht nur in der Marxschen Definition der Stellung zu den Produktionsmitteln, sondern auch in der Weberschen Auffassung von Klasse steht die ökonomische Lage im Vordergrund. Max Weber (1972: 531) spricht von Klasse, »wo 1. einer Mehrzahl von Menschen eine spezifische ursächliche Komponente ihrer Lebenschancen gemeinsam ist, soweit 2. diese Komponente lediglich durch ökonomische Güterbesitz- und Erwerbsinteressen und zwar 3. unter den Bedingungen des (Güter- oder Arbeits-)Markts dargestellt wird (>Klassenlage<).« Diese Verwendung des Begriffs kontrastiert also sowohl zum Klassenbegriff von Bourdieu mit seiner

mehrdimensionalen »Kapital«-Kategorie als auch zum Milieubegriff und betont die Zentralität der ökonomischen Lage für die Struktur sozialer Ungleichheit.

4. Bezeichnung eines grundlegenden Widerspruchs, einer fundamentalen Spannung in den gesellschaftlichen und vor allem ökonomischen Beziehungen auf Basis des Kapitalverhältnisses:<sup>19</sup> In diesem Sinne geht es bei der Verwendung der Klassenkategorie eigentlich um den Widerspruch von Kapital und Arbeit als antagonistische Beziehung verschiedener interessenbezogener Logiken und Handlungszwänge.<sup>20</sup> Grundsätzlich ist dieses Verständnis<sup>21</sup> ohne Zuordnung von Personen zu den Klassen denkbar. Man könnte *in diesem* Sinne von einem »Klassenverhältnis ohne Klassen« (Kreckel 1997: 141) sprechen.

## 6.2 Widerspruch von Kapital und Arbeit

Ich möchte dafür plädieren, zumindest analytisch die Verwendung des Klassenbegriffs im Sinne des Widerspruchs von Kapital und Arbeit von der einer Zuordnung von Menschen und Gruppen zu Klassen zu trennen. Denn gerade darin, dass diese beiden Themen miteinander identifiziert werden, sehe ich die zentrale Schwierigkeit der Verwendung des Klassenbegriffs in der gegenwärtigen Gesellschaft. Sie unterscheidet sich von den Verhältnissen, die Marx vor Augen hatte, dadurch, dass sich erstens nunmehr die Seite des »Kapitals« ausdifferenziert hat in die Funktionsgruppen der Eigentümer und Kapitaleigner (hierzu zählen Eigentümer-Unternehmer sowie Aktionäre und Aktien- und andere Investmentfonds, also korporative Akteur\_innen, die selbst wiederum unterschiedlichste Personengruppen als Kunden oder Stakeholder haben), der Spitzenmanager (die selbst nicht Kapitaleigner sein müssen, sondern ihre Arbeitskraft vermieten) und weiterer Funktionsträger in den Organisationen.<sup>22</sup> Zweitens hat sich zwischen die (körperlich arbeitenden) Arbeiter\_innen und die »Kapitalisten« eine immer weiter expandierte Gruppe von Dienstleistern (Angestellten) geschoben, die zweifellos ihre Arbeitskraft als Ware verkaufen, aber sich gleichwohl bis heute (in unterschiedlicher Weise und unterschiedlichem Grade) von den »Arbeitern« abgrenzen und diese zunehmend ersetzt haben (jedenfalls

---

<sup>19</sup> Bei Marx findet sich (vor allem bei der Analyse der Klassenkämpfe in Frankreich) daneben auch eine weniger duale, eher politisch bezogene Klassenkategorie zur Bezeichnung von politischem Interessenhandeln integrierter Großgruppen. Reinhard Kreckel (1997: 147) spricht hier vom »konkreten Klassenmodell«, Urs Lindner (2018: 103) von der »politiktheoretischen« Variante bei Marx.

<sup>20</sup> Der Fortschritt der Marxschen Konzeption besteht (im Unterschied zu populären Alltagsverständnissen) nicht zuletzt darin, die Unterscheidung von Kapital und Arbeit von derjenigen zwischen »reich und arm« analytisch zu trennen. Letztere ist ohne Bezug auf die Dynamik und die Logik der Produktion und es handelt sich um ein letztlich gradualistisches Konzept. »Der Gegensatz von Kapital und Arbeit« hingegen, so Luhmanns Semantikanalyse (Luhmann 1989: 161), »eignet sich dazu, soziale Klassen zu identifizieren, denn er dichotomisiert stärker als die Unterscheidung von reich und arm mit ihren vielen Zwischenstufen.« »reich« und »arm« steht auch nur in lockerer Kopplung zum Kriterium des Verhältnisses zu den Produktionsmitteln. Damit ist nicht gesagt, dass die Unterscheidung von reich und arm ihrerseits nicht politisch oder soziologisch aussagekräftig sein kann, sie fällt aber nicht zusammen mit derjenigen von Kapital und Arbeit.

<sup>21</sup> Kreckel (1997: 147) spricht vom »abstrakten« Klassenmodell, Lindner (2018: 103) von der »strukturtheoretischen« Variante bei Marx.

<sup>22</sup> Im Übrigen taucht hier das Problem der Zuordnung von Arbeitgeber-Funktionsträgern im öffentlichen Sektor auf, die man nicht so ohne weiteres dem »Kapital« zuordnen könnte.

wenn man nur im nordatlantischen Container denkt). Zugleich hat sich das »Proletarische« zunehmend auf den Dienstleistungssektor erweitert, in dem sich nun mit einem »Dienstleistungsproletariat« (Bahl 2014) eine vermarktlichte und prekarisierte untere Arbeitnehmergruppe ausgebildet hat, der allerdings die Chance fehlt, einen Produzentenstolz auszubilden. Diese Entwicklung macht deutlich, dass das Kriterium des »Verkaufs der Ware Arbeitskraft« nicht (mehr) geeignet ist, Gruppen der »Arbeitnehmer\_innen« von den Produktionsmittelbesitzer\_innen abzugrenzen. Dies noch ganz abgesehen davon, dass kleinere Selbstständige (also Produktionsmittelbesitzer\_innen) sich oft in einer weit aus prekäreren sozialen Lage befinden als gut bezahlte »Arbeitskraftverkäufer«. Zwar könnte man das Kriterium präziser fassen, wenn man nicht formalrechtlich vom Verkauf der Arbeitskraft sprechen würde, sondern davon, dass Personen auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft elementar *angewiesen* sind. Man würde dann aber sofort bei einem graduellen Konzept (mehr oder weniger Abhängigkeit vom Verkauf der Arbeitskraft) landen, das näher beim Schicht- als beim Klassenkonzept läge.

Es ist – so Robert Castel – gerade die »Ausdehnung der Lohnabhängigkeit auf die Gesamtgesellschaft«, die der Arbeiterlage »erneut eine untergeordnete Stellung« zuweist. Denn »wenn alle Welt oder zumindest beinahe jeder lohnabhängig ist [...], dann definiert sich soziale Identität anhand der innerhalb der Lohnabhängigkeit eingenommenen Stellung« (Castel 2000: 284). Die »Lohnarbeitsgesellschaft« relativiert also fundamental die Bedeutung der Lohnabhängigkeit für die subjektive, aber auch die objektive soziale Position. Auch dies spricht gegen die Vorstellung einer Zuordnung von Personen und Gruppen zu den Klassen von »Kapitalisten« und »Lohnabhängigen«.

Der Widerspruch von Kapital und Arbeit wird damit aber keineswegs außer Kraft gesetzt. Das Kapital ist orientiert an der Verwertung des Werts, die Arbeitskraft an der Reproduktion der Arbeitskraft und der Aneignung ihres Lebenszusammenhangs. Den Lohnabhängigen geht es, so schon die Erkenntnis von Schumann et al. (1982), in der »Arbeitskraftperspektive« um die langfristige Vermietungsfähigkeit der Arbeitskraft, in der »Subjektperspektive« darum, sich als Person in die Arbeit einzubringen, Anerkennung und Sinn in der Arbeit zu erfahren. Überdies – so wären Schumann et al. zu ergänzen – geht es in der Subjektperspektive auch um den Lebenszusammenhang, die »Vielfalt gesellschaftlicher Existenz« (Hürtgen und Voswinkel 2014), also die sinnhafte Einbettung der Erwerbsarbeit in andere Formen der Arbeit, den Familien-, Freundes-, Hobbyzusammenhang, also die komplexe und dynamische Identität der Arbeiter\_innen. Der Widerspruch von Kapital und Arbeit ist im gesellschaftlichen Rahmen ein asymmetrischer, das heißt das Verwertungsprinzip dominiert letztlich. Denn die Lohnabhängigen sind von Arbeitsmöglichkeiten abhängig und das hier verdiente Geld ist (im Sinne Schimanks) Voraussetzung der Realisierung ihrer Interessen und Ansprüche in der Arbeitskraft- und der Subjektperspektive, wenn auch die Lohnabhängigen durchaus Gegenmacht entfalten können und die Realisierung ihrer Bedürfnisse in gewissem Maße der Verwertung förderlich sein kann.

Spricht man (wie Kreckel) vom »Klassenverhältnis ohne Klassen«, so bringt man damit zum Ausdruck, dass diese Widersprüche die Wirtschaft und die Arbeit (auch als Widerspruch von Gebrauchs- und Tauschwert) durchziehen, dass aber die Übertragung auf

einzelne Personen und Gruppen, die sich jeweils der Seite des Kapitals oder der Seite der Arbeit eindeutig zuordnen ließen, nicht (mehr) möglich ist. Vielmehr durchziehen diese Widersprüche auch die Subjekte als Konflikt zwischen verschiedenen Interessen und Bedürfnissen. Die konkrete Ausprägung und Gewichtung dieser Widersprüche im Subjekt unterscheidet sich natürlich je nach sozialer Lage, aber auch nach kultureller und biographischer Einbettung. Besonders augenfällig sind die Widersprüche im Lohnabhängigen-Subjekt, wenn Arbeiter\_innen als Eigner von Aktien ihrer Firma an der Einsparung von Arbeitsplätzen, als Beschäftigte indes an deren Erhalt interessiert sind. Aber bereits die Abhängigkeit der Lohnabhängigen von der Prosperität ihrer beschäftigenden Firma und die daraus resultierenden asymmetrischen Machtverhältnisse von Kapital und Arbeit begründen diese Widersprüche im Subjekt: Lohnarbeitende haben aufgrund dieser Abhängigkeit einerseits ein Interesse am Erfolg des Unternehmens, andererseits ein Interesse an der eigenen materiellen und sinnhaften Prosperität.<sup>23</sup>

Ich plädiere darüber hinaus dafür, das für das Klassenverhältnis zentrale Konzept der »Ausbeutung« in einer bestimmten Weise zu fassen.<sup>24</sup> Mir geht es auch hier um die Frage, wie der Widerspruch von Kapital und Arbeit und hierin die Bedeutung von »Ausbeutung« zu verstehen ist. In einem klassischen Verständnis meint »Ausbeutung« die Aneignung des Mehrprodukts durch das Kapital, das durch diejenige Arbeit entsteht, die über den Anteil, der für die Reproduktion des Werts der Arbeitskraft erforderlich ist, hinausgeht. Aber ist das Problem tatsächlich, dass die Arbeiter\_innen nicht das erhalten, was sie über die Reproduktionskosten ihrer Arbeitskraft hinaus erarbeiten? In der *Kritik des Gothaer Programms* unterzog Marx (1962: 18 f.) das Postulat Ferdinand Lassalles vom »ungekürzten Arbeitsertrag«, wie es damals in das Programm der Sozialdemokratie aufgenommen worden war, einer beißenden Kritik. Sein Argument lautet hier, bezogen auf eine kommunistische Gesellschaft, dass natürlich vor der Verteilung der Arbeitsergebnisse vom Gesamtprodukt abzuziehen seien: Die Mittel zum Ersatz der Produktionsmittel, für Zusatzinvestitionen, für Verwaltungskosten, für Versicherungen und – so würde man heute sagen – Sozialleistungen und alles das, was heute über Steuern für Infrastruktur und Daseinsvorsorge aufgewandt wird, usw. Mit anderen Worten: der größte Teil des Mehrprodukts dient nicht dem privaten Reichtum des Kapitalisten.<sup>25</sup>

Wir finden im klassischen Verständnis eine Überblendung eines struktur- und machttheoretischen Gesichtspunkts mit dem Verhältnis von Armut und Reichtum. Der entscheidende Gesichtspunkt des ausbeutenden Verhältnisses von Kapital und Arbeit ist nicht die ungerechte Verteilung, sondern der Umstand, dass die Entscheidungen über die Verwendung des Mehrprodukts, damit die Politik der Firmen und die Bedingungen der Arbeit (in einem umfassenden Sinne), privat – und das meint hier nicht von einer Privatperson, sondern von einer Seite des Verhältnisses von Kapital und Arbeit – getroffen werden. Weil

---

<sup>23</sup> Diese Verwickeltheit der widersprüchlichen Orientierungen und Interessen im Subjekt selbst liegt auch den Paradoxien entgrenzter Arbeit (Voswinkel 2011) und den Entfremdungsformen in subjektiverter und vermarktlichter Arbeit (Voswinkel 2019) zugrunde.

<sup>24</sup> Ich betone hier einen Aspekt und möchte keineswegs weitere vielfältige Aspekte des Ausbeutungsbegriffs ausschließen oder für weniger wichtig erachten. Vgl. die instruktive Auseinandersetzung mit dem »Ausbeutungs«-Konzept bei Haubner (2017).

<sup>25</sup> Ich erinnere hier nochmals an den Fehler des personifizierten Verständnisses des »Kapitals«.

im Kapital die Rolle der Leitung der Produktion verbunden ist mit der Exklusion der Arbeit aus der Verfügung über das Mehrprodukt, handelt es sich um private Aneignung und *in diesem Sinne* um Ausbeutung. Diese Kategorie wäre daher meines Erachtens primär macht- und demokratietheoretisch zu fassen und erst sekundär – aber natürlich auch – verteilungstheoretisch (weil die Entscheidungsträger in der Regel an sich nicht zuletzt denken). Auch hier also geht es um das Kapital als Funktionsprinzip und nicht als Personenkategorie.

Die Trennung des Klassenverhältnisses im Sinne des *Widerspruchs von Kapital und Arbeit* als Gegensatz von Interessen und Logiken, die sich auch als Widersprüche im Subjekt niederschlagen können, einerseits, von der »Klasse« als *sozialstrukturelle Kategorie* andererseits *begrenzt* nicht das Verständnis des Klassenantagonismus oder weicht die Vorstellung von Antagonismen auf. Wenn man die Perspektive der Arbeit nicht nur auf die »Arbeitskraftperspektive« des Widerstands gegen die Ausbeutung in der Produktion, sondern auch auf die Lebensansprüche der Arbeiter\_innen bezieht, so wird das Verständnis des Klassenantagonismus vielmehr *erweitert* auf den Lebens- und damit den gesellschaftlichen Zusammenhang.

### 6.3 Klasse und Milieu

So wichtig jedoch die Unterscheidung zwischen dem Widerspruch von Kapital und Arbeit einerseits und dem Klassenbegriff als Sozialstruktur- und politischem Begriff andererseits ist, so möchte ich doch die Formulierung »Klassenverhältnis ohne Klassen« insgesamt nicht übernehmen. Denn dann bestünde die Gefahr, die soziopolitische Bedeutung des »Klasse«-Begriffs außer Acht zu lassen. Mit der Verwendung von »Klasse« werden Spaltungen, Abgrenzungen und Klassen-Gegensätze betont. Auch fällt es mit der Kategorie »Klasse« leichter, in relationalen Beziehungen zu denken, also »Klasse« – im Sinne von Bourdieu (1985) – als Position im sozialen Raum zu begreifen, die im Bezug zu den anderen Positionen zu sehen ist, also nicht einfach als eine Übereinander-»Schichtung« kategorisierter Merkmalsgruppen. In der Unterscheidung von »konstruierter« (Bourdieu 1982: 182 f.) oder »theoretischer Klasse« (Bourdieu 1998: 23 f.) auf dem Papier einerseits und »realer« oder »mobilisierter« Klasse (ebd.) andererseits (die an die Marxsche Unterscheidung von Klasse »an sich« und »für sich« in etwa anschließt) wird die politische Bedeutung der »Klasse«-Kategorie deutlich, nicht nur als politische Aussage von Soziolog\_innen, die Klassen identifizieren, sondern auch als eine Aussage über die (Selbst-)Konstitution von Klassen.

Bei Marx wie auch Weber betont der Begriff »Klasse« die ökonomische Seite der Ungleichheit, also auch das Wirtschaftssystem. Auch wenn ich von der Dominanz des Wirtschaftssystems in einer kapitalistischen funktional differenzierten Gesellschaft ausgehe, scheint es mir doch verkürzt zu sein, die Position im sozialen Raum, die Statushierarchie oder auch das Selbstverständnis von Klassen und die Habitus und Identitäten von Klassenangehörigen grundsätzlich primär an ihr ökonomisches Kapital zu binden. Auch das Verständnis von »Arbeit« im Sinne erweiterter Arbeit legt einen nicht allein



ökonomischen Klassenbegriff nahe. Daher scheint mir der Ansatz Bourdieus angemessener, der »Klasse« eher als eine strukturierte Kombination verschiedener Kapitalsorten (Kapitalstruktur und Kapitalvolumen)<sup>26</sup> begreift, dabei dann natürlich von Klassenfraktionen ausgehen muss. Mit der Einbeziehung des »kulturellen« Kapitals (und anderer Kapitalsorten) wird auch die Bedeutung der Kultur für die Klassenstruktur bedeutsam und das »symbolische Kapital« verweist auf die Wertigkeits- und Anerkennungsverhältnisse in der Gesellschaft, deren Bedeutung für die Reproduktion der Klassenverhältnisse und die Internalisierung und Inkorporation von Ungleichheit Bourdieu ja zu Recht betont hat.<sup>27</sup>

In dieser konzeptionellen Weise lässt sich dann auch der »Klassismus«-Begriff sinnvoll verwenden. Versteht man ihn im engeren Sinne des marxistischen »Klasse«-Begriffs, so würde er ja auf die etwas unsinnige These hinauslaufen, dass die mit dem Klassismus-Begriff adressierte Diskriminierung die Lohnabhängigen träfe, weil sie ihre Arbeitskraft vermieten. Das macht indes empirisch wenig Sinn, da klassistische Diskriminierung vor allem *unter* den Lohnabhängigen und gegenüber *bestimmten* Gruppen, insbesondere mit Bezug auf ihre Herkunft und deren habituellen Ausdruck, stattfindet.<sup>28</sup> Christian Baron (2014) zufolge ist der Klassismus-Begriff daher auch am ehesten im Sinne des Bourdieuschen Klassenbegriffs verwendbar. Es handelt sich dann um die Abwertung und Missachtung bestimmter Menschen aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder Position, die sich insbesondere an Merkmalen des Habitus und Lebensstils (Sprache, Körper, Verhaltensformen, Geschmack usw.) festmacht. In diesem Sinne liegt der Klassismus-Begriff auf der gleichen Ebene wie der des »Sexismus«, »Rassismus« und ähnlicher Begriffe zur Identifizierung von Diskriminierungen. Alle diese Begriffe kennzeichnen aber auch Auseinandersetzungen um die Legitimität von Anspruchsartikulationen, Anerkennungszuweisungen und sozialen Wertbemessungen der Arbeitskraft (hierzu gleich mehr) und damit gewissermaßen um die legitimen Ausbeutungs- und Ausschlussmaße für bestimmte Gruppen von Arbeiter\_innen. Diese Bedeutung sozialer Diskriminierungsformen zeigt damit auch eine weitere Verbindung von Arbeit und Gesellschaft auf.

Ein derartiges Verständnis von »Klasse« nähert sich allerdings der Kategorie »Milieu« an, zumindest dann, wenn man »Milieu« nicht als reine Lebensstil-Kategorie, sondern im Sinne von Michael Vester als mehrdimensionale – vertikale (Herrschafts- oder Statusachse) und horizontale (Differenzierungsachse) – Verbindung von Ungleichheit und Differenz begreift. Versteht man »Milieu« als kulturell geformte Habitus-Gemeinschaft, so ist hierin der Bezug auf die Klassenbasis des Habitus eingeschlossen. Da Begriffe und

---

<sup>26</sup> Offensichtlich gewinnt »Kapital« bei Bourdieu die Bedeutung von »Ressource«, wengleich hier der Gedanke der »Verwertung« weiter inbegriffen ist. Die Kapitalsorten von Bourdieu können allerdings nicht in einem antagonistischen Verhältnis zu »Arbeit« konzipiert werden, so dass hier eine deutliche Differenz zu Marx' Konzept vom Widerspruch von Kapital und Arbeit liegt. Auch das ökonomische Kapital Bourdieus beachtet nicht die Unterscheidung von Produktionsmittelverfügung und Reichtum. Diese Differenzen von Marx und Bourdieu muss man im Auge behalten.

<sup>27</sup> Die vor allem die Berufs- und Arbeitsstruktur ins Zentrum rückenden Klassenkonzepte etwa bei Erikson und Goldthorpe (1992) und Oesch (2006) stellen eine mittlere Lösung dar, da sie »Klasse« primär auf die Erwerbsarbeit beziehen, hierbei aber komplexere Kriterien anlegen als nur formalen Erwerbsstatus und Einkommen/Vermögen.

<sup>28</sup> Vgl. zum »Klassismus«-Konzept Kemper und Weinbach (2016) und Baron (2014).

Konzepte keinen verdinglichten Selbstzweckcharakter haben sollten, plädiere ich dafür, je nach dem Erkenntnis- und politischen Artikulationsinteresse zu entscheiden, inwieweit man eher von »Klassen« (und in welchem Sinne) oder eher von »Milieus« spricht: »Klasse« artikuliert die Status- und Ressourcenseite und betont Über- und Unterordnung, »Milieu« mehr die sozialmoralisch-kulturelle Strukturbildung, aber auf Basis von Klassenstrukturen; »Milieus«, so lässt sich auch sagen, sind Bildungen gemeinsamer Identitätsbasen durch ähnliche Deutungen, Wertungen, politische Orientierungen auf der Basis klassenbedingter Ressourcen, Restriktionen und Positionen im Produktionsprozess.

Zusammengefasst: Ich plädiere dafür, von einem Klassenverhältnis im Sinne des Widerspruchs von Kapital und Arbeit auszugehen, der die Wirtschaft durchzieht und sich auf die kapitalistische Gesellschaft auswirkt, verstanden als antagonistische Logik, verschiedene Handlungszwänge und funktionale Anforderungen. Er ist fundiert durch das Verhältnis zu den Produktionsmitteln, durchzieht aber – in unterschiedlicher Weise – auch das Subjekt. Hiervon zu unterscheiden ist eine Klassenstruktur der Gesellschaft, die im Bourdieuschen Sinne durch Volumen und Struktur der Kapitale gekennzeichnet ist und letztlich sozial relevant wird, wenn sie sich in realen, mobilisierten Klassen konstituiert. In bestimmten Erkenntniskontexten ist es sinnvoll, die Kategorie des »Milieus« zu nutzen, um die sozialmoralisch-kulturelle Seite sozialer Ungleichheitsstrukturen zu betonen.

#### **6.4 Sozialer Wert der Arbeitskraft**

»Kapital« wurde – im Marxschen Sinne – als Verwertungskategorie und dann im Widerspruch zu »Arbeit« verstanden; die komplexere Klassenstruktur wurde vom Gegensatz von Produktionsmittelbesitz und Arbeitskraftverkauf zumindest analytisch getrennt. In der Kategorie des »Werts der Arbeitskraft« werden allerdings die kulturell verstandenen Klassenstrukturen direkt verwertungsrelevant. Um dies verständlich zu machen, muss ich den »Wert der Arbeitskraft« sozialkulturell reformulieren.

Nach Marx ist der Wert der Arbeitskraft »wie der jeder anderen Ware [...] bestimmt durch die zur Produktion, also auch Reproduktion, dieses spezifischen Artikels notwendige Arbeitszeit« (Marx 1971: 184). Dem Missverständnis, es handle sich hier um ein physisch bestimmtes Existenzminimum, beugt Marx vor, indem er von der historischen Bestimmung der Reproduktionskosten spricht: »Andererseits ist der Umfang sog. notwendiger Bedürfnisse, wie die Art ihrer Befriedigung, selbst ein historisches Produkt und hängt daher größtenteils von der Kulturstufe eines Landes, unter anderem auch wesentlich davon ab, unter welchen Bedingungen, und daher mit welchen Gewohnheiten und Lebensansprüchen die Klasse der freien Arbeiter sich gebildet hat. Im Gegensatz zu den anderen Waren enthält also die Wertbestimmung von Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element.« (ebd.: 185) Ich habe diese Passage so ausführlich zitiert, weil ich hieran anschließend die Formulierung »historisch-moralisches Element« erweitern möchte, indem ich sie Anerkennungs- und legitimationstheoretisch fasse. Soziologisch betrachtet sind die als legitim erachteten Ansprüche und Anerkennungschancen sozial konstruiert, also nicht naturalisierend gegeben und abhängig von normativen (bei Marx

»moralischen«) und macht- und kampfbegründeten Faktoren. Der »Wert der Arbeitskraft« ist daher nicht eine einfache ökonomische, sondern eine soziale Kategorie. Marx meint dies zunächst in einer historischen Dimension.

Er führt aber zwei weitere Gesichtspunkte an: Erstens die Bedeutung der Ausbildungskosten und damit die Unterscheidung von einfacher und komplizierter Arbeit.<sup>29</sup> Auch hier wird man den soziologischen Erkenntnissen über die soziale Definition dessen folgen können, was als Ausbildung, als Qualifikation, als in diesem Sinne mehr oder weniger anerkannte »Qualität der Arbeitskraft« gilt. Dieses – und nicht etwa einfach die zeitliche Dauer der Ausbildung – ginge mithin in den sozialen Wert der Arbeitskraft ein. Zweitens verweist Marx – und hier ist er ganz Sohn seiner Zeit – auf die »Naturdifferenz« der Arbeitskraft, »ob sie männlich oder weiblich, reif oder unreif« (ebd.: 542) ist. Für Marx bestimmt sich der Wert der Arbeitskraft »durch die zur Erhaltung der Arbeiterfamilie nötige Arbeitszeit« (ebd.: 517). Er geht mithin vom Familienernährermodell aus, also von einem sozialen und historischen Geschlechterverhältnis.

An dieser Stelle wird das sozial-konstruktivistische – und damit auch geschlechtertheoretische – Verständnis des »Werts der Arbeitskraft« unabweislich. Offensichtlich gehen soziale Konstruktionen von Geschlecht und Geschlechterverhältnis ein, Vorstellungen von geschlechtlich konnotierten Arbeiten (Frauen- und Männerarbeit), von gesellschaftlicher Arbeitsteilung, vom Verhältnis zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre usw. Der Wert der Arbeitskraft ist also in allen Dimensionen keine physische oder bloß ökonomische (im engeren Sinne) Kategorie, sondern eine soziale. Auch in dieser Hinsicht können wir in der Arbeit – und damit auch in den Ausbeutungsbeziehungen – unmittelbar die Komplexität gesellschaftlicher Verhältnisse dechiffrieren.

Noch einen Schritt weiter: In Gesellschaften gibt es Muster dessen, was bestimmten Personengruppen als angemessene finanzielle und statusmäßige Honorierung zugebilligt wird. Diese Muster sind zweifellos hochumstritten, Gegenstand von Anerkennungskämpfen. Als solche sind sie unmittelbar ökonomisch und verteilungstheoretisch relevant. Versteht man das, was zur Reproduktion der Arbeitskraft »notwendig« ist, als das in einer Gesellschaft zur Reproduktion einer bestimmten Arbeitskraft als »angemessen« erachtete, als dasjenige, dessen diese also würdig ist, wofür sie legitimerweise Ansprüche stellen darf, so gewinnen wir eine anerkennungstheoretische Fassung des Werts der Arbeitskraft in einem umfassenderen Sinne.<sup>30</sup> Er reflektiert damit immer auch gesellschaftliche Anerkennungsverhältnisse, sich wandelnde relative Wertschätzungen von Qualifikationen, Lebensstilen, Arbeitsformen und damit – hier komme ich auf den »Kultur«-Begriff zurück – Arbeitskulturen.

---

<sup>29</sup> »Die Arbeit, die als höhere, kompliziertere Arbeit gegenüber der gesellschaftlichen Arbeit gilt, ist die Äußerung einer Arbeitskraft, worin höhere Bildungskosten eingehen, deren Produktion mehr Arbeitszeit kostet und die daher einen höheren Wert hat als die einfache Arbeitskraft.« (Ebd.: 211 f.)

<sup>30</sup> Versteht man den »Wert« der Arbeitskraft in diesem sozial-konstruktivistischen Sinne, so gilt vielleicht auch (zumindest aus diesem Grunde) nicht mehr, dass »die Arbeitswerttheorie an dieser Stelle nichts zu sagen« hat. Dann entgehen ihr auch nicht mehr »Umstände wie der, dass ›weibliche‹ Qualifikationen im Sorge- und Pflegebereich traditionell schlecht bezahlt werden und dass staatsnahe Deutungsarbeit häufig Prestigezulagen erhält.« (Reitz 2018: 128)

Eine der gravierendsten zeitdiagnostischen und für das Selbstverhältnis der Betroffenen wesentlichen Veränderungen ist die Entwertung der körperlichen Arbeit, die früher einmal Quelle von Selbstbewusstsein der Arbeiterschaft war (Popitz et al. 1957), gegenüber der sogenannten Wissens- oder kreativen Arbeit. Damit wird die tayloristische Vorstellung fortgeschrieben, dass die geistige Arbeit, getrennt gedacht von der körperlichen Arbeit, die höherwertige und nur bei ihrer Kreativität zu finden sei.<sup>31</sup> (Vgl. hierzu auch Böhle 2019.) Eine andere gravierende Entwicklung stellt die Verschattung der »normalen« Arbeit gegenüber derjenigen dar, die sich als besonders leistungsstark, erfolgreich oder »singulär« präsentieren kann.<sup>32</sup>

Soziale Wertungen sind also unmittelbar verwertungsrelevant. Anerkennung und Verteilung lassen sich nicht (klar) trennen.<sup>33</sup> Der »soziale Wert der Arbeitskraft« ist die Kategorie, über die vermittelt Themen der Intersektionalität in das Verhältnis von Kapital und Arbeit eingebaut sind. Fragen von Geschlecht und »Rasse« sind integriert in das Verhältnis der Klassen im Sinne des Verhältnisses von Kapital und Arbeit, nicht in dem schematischen Sinne, dass der Klassen- der Hauptwiderspruch, die anderen Ungleichheitsrelationen die Nebenwidersprüche wären. Vielmehr lässt sich die konkrete Gestalt der Klassenverhältnisse gar nicht ohne die anderen Ungleichheits- und Anerkennungsdimensionen fassen.

## 6.5 Gesellschaftliche Ungleichheit und Arbeit(sorganisationen)

Welche Bedeutung haben nun diese Erörterungen gesellschaftlicher Ungleichheit für die Arbeitssoziologie? Grundsätzlich: Die Ungleichheitsbeziehungen innerhalb der Lohnarbeit sind dann *zugleich* vom Klassenwiderspruch von Kapital und Arbeit im gerade skizzierten Sinne geprägt als auch gradueller Natur, als Abstufungen der Angewiesenheit auf den Verkauf der Arbeitskraft, und vor allem – in dem soeben erläuterten Sinne – vom sozialen Wert der Arbeitskraft in einem intersektionalen Sinne bestimmt. In der Kategorie

---

<sup>31</sup> Martin Kronauer (2019: 197) stellt diese Entwicklungen treffend dar: »Der hohe Wert, der harter Arbeit beigemessen wird, gehört zur Arbeiterkultur, ebenso die Wertschätzung von Verantwortlichkeit, Direktheit und Verlässlichkeit in den sozialen Beziehungen oder die Betonung von Familienzusammenhalt und Nachbarschaft. Diese Werte stehen mit der gesellschaftlichen Abwertung körperlicher Arbeit unter einem erheblichen Stress. Meinungsmacher aller Couleur, einschließlich der »Vertreter der Wissenschaft«, predigen unablässig die Überlegenheit intellektueller Fähigkeiten über handwerkliche Geschicklichkeit, von Eigenverantwortung und Selbstentwicklung über kollektive Leistung, von Konkurrenz über Solidarität, von Vernetzung in schwachen und wenn möglich globalen Bindungen über die engen Bindungen in Familie und Nachbarschaft.« Wie auch einige andere Autor\_innen sieht er in dieser Entwertungserfahrung neben anderen Motiven, Einstellungen und soziopolitischen Faktoren einen Hintergrund für die Attraktivität des Rechtspopulismus auch gerade in der Arbeiterschaft. Vgl. auch die hervorragende Studie von Beaud und Pialoux (2004) über das Unsichtbar(gemacht)werden der Arbeiterschaft seit den 1980er Jahren.

<sup>32</sup> Vgl. hierzu meine Unterscheidung der Wertschätzungsmodi Bewunderung und Würdigung (Voswinkel 2001) und für die Anerkennungsdifferenzen verschiedener Leistungsverständnisse Dröge (2007).

<sup>33</sup> Damit möchte ich nicht sagen, dass Verteilung auf Anerkennung zu reduzieren wäre. Zweifellos folgen Einkommens- und Entgeltfragen nicht ausschließlich den differierenden Wertschätzungen verschiedener Arbeiten oder Arbeitskräfte, sondern ebenfalls systemischen Kräften wie Knappheiten auf dem Arbeitsmarkt, Fragen von machtbasierter Diskriminierung und Ausschluss oder etwa den Bedingungen für Organisationsfähigkeit wie zum Beispiel Zahl (auch gemeint ist hier die Macht der kleinen Zahl für die Effektivität der Organisation).

des sozialen Werts der Arbeitskraft wie auch in einem Verständnis des Widerspruchs von Kapital und Arbeit als Gegensatz von Funktionen, Interessen, Orientierungen und Wertmustern ist die Gesellschaft systematisch in der Arbeit enthalten.

In einem konkreteren Sinne möchte ich drei Beziehungen zwischen gesellschaftlicher Ungleichheit und der Welt der Arbeit nennen (ohne Anspruch auf Vollständigkeit):

1. Zunächst erinnere ich an die enge Verbindung von Geschlechterverhältnissen und -ungleichheiten und dem Verhältnis von Erwerbs- und anderen Formen von Arbeit. Hier handelt es sich deshalb um eine basale Beziehung, weil Funktion und Verständnis dessen, was als Erwerbsarbeit von anderen Formen von Arbeit getrennt und höher gewertet wird, unmittelbar mit den asymmetrischen Beziehungen der Geschlechter, damit den Beziehungen von Verwertung und Sorge, von öffentlich und privat korrespondiert. Auch der soziale Wert der Arbeitskraft und damit auch die Ausbeutungsbeziehungen sind davon durchzogen. Umgekehrt haben Arbeitsorganisationen ihrerseits einen gewissen Einfluss auf die Struktur der Geschlechterbeziehungen, indem sie Karrieremöglichkeiten für die Geschlechter und das Verhältnis von Erwerbsarbeit und anderen Sphären des Lebens mitgestalten und darauf in spezifischer Weise zurückgreifen.

2. Arbeitsorganisationen greifen auf gesellschaftliche Ungleichheiten zurück. Dies zeigt sich in ihren Rekrutierungsstrategien, in der Nutzung von Berufsinstitutionen, den Kapital-Ausstattungen, im Sinne von Ressourcen-Ausstattungen, der Arbeitskräfte und ihren Habitus-Dispositionen. Damit verstärken oder modifizieren sie diese gesellschaftlichen Ungleichheiten.

3. Gesellschaftliche Ungleichheiten sind eng verbunden mit Kulturen der Arbeit. Diese definieren Wertigkeiten von Arbeit, legitime Anerkennungsansprüche und Rechtfertigungsordnungen für die Ausprägung von Arbeitsverhältnissen und Ausbeutungsbeziehungen. Das betrifft sowohl Berufskulturen als auch »nationale« Institutionen (Wohlfahrtsstaat, industrielle Beziehungen, Arbeitsrechte usw.), aber auch transnationale Wertungen und Vergleichsordnungen zwischen Ländern, Unternehmen usw. Damit gehen auch sie in den sozialen Wert der Arbeitskraft ein.

4. Auf der anderen Seite strukturieren Arbeitsorganisationen die gesellschaftlichen Ungleichheiten mit. Zunächst ist hier das Rekrutierungs- und Entlassungsverhalten der Organisationen zu nennen, die Fördermaßnahmen des Human Resource Managements und die institutionalisierten Karrierepfade und -kriterien. Bieten Organisationen interne Aufstiegsmöglichkeiten (etwa im Sinne der Hauskarriere) oder schotten sie innerorganisatorische vertikale Schichten gegeneinander ab und schließen diese unmittelbar an die jeweiligen externen Arbeitsmärkte an? Nicht zuletzt sind die Geschlechterbeziehungen, die Politik gegenüber verschiedenen ethnischen und kulturellen Gruppen in der Belegschaft (Stichwort: »Rassismus«) angesprochen. Bedeutsam sind auch die Wertungen guter Arbeit, die Anerkennungspolitik von Organisationen und nicht zuletzt die Position und das Verhalten von Organisationen am regionalen Arbeitsmarkt. Nicht vergessen darf man zudem die Produktpolitik der Organisationen, die sich auf Konsumverhalten und -chancen sowie auf die Qualifikationsanforderungen und damit die Struktur der beschäftigten Arbeitskräfte auswirkt.

5. Das betrifft insgesamt die Differenzierung der Belegschaften: Stamm- und Randbelegschaft, prekäre Beschäftigung, Beziehungen zwischen Angestellten und Arbeiter\_innen oder anderen Statusgruppen, aber auch Beziehungen von Zentrum und Peripherie zwischen verschiedenen Produktions- oder Dienstleistungsstätten. Da Arbeit identitäts- und anerkennungsrelevant ist, prägen die Anerkennungsverhältnisse in Arbeitsorganisationen, die Anerkennungs- und Missachtungserfahrungen in Organisationen, nicht nur die innerorganisatorischen Anerkennungsbeziehungen, sondern auch die psychischen Dynamiken der gesamten Lebensläufe und somit auch die außerbetrieblichen Anerkennungsbeziehungen und -ansprüche.

6. Schließlich sind auch die Anerkennung in der konkreten Arbeit, die Möglichkeiten, hier Selbstwirksamkeitserfahrungen zu machen, die Erfahrung, Probleme bewältigen zu können und sich die Arbeit als sinnvoll aneignen zu können, folgenreich für das Verhältnis der Menschen zur Gesellschaft und zur Welt; dafür, sich selbst als Mit-Gestalter\_in der Gesellschaft oder jedenfalls des engeren Umfelds auffassen zu können.<sup>34</sup>

7. Wesentlich ist, dass sich bei allen Wechselbeziehungen zwischen innerorganisatorischen und gesellschaftlichen Ungleichheitsbeziehungen auch systematisch Unterschiede zeigen. Innerorganisatorisch werden andere Relationen hergestellt, spezifische Kriterien und Muster für Honorierungen, Statuspositionen und Anerkennung ausgebildet, als sie außerhalb der Organisationen gegeben sind. Das hat bereits mit der größeren Bedeutung des Leistungsprinzips als Gerechtigkeits- und Vergleichsnorm innerhalb von Organisationen gegenüber dem dominierenden Erfolgsprinzip auf den Märkten sowie anderen Statusgrundlagen (Voswinkel und Wagner 2014) und der andersgearteten Nahvergleiche (»relative deprivation«) zu tun. Legitimationsmuster sozialer Ungleichheit auf der gesellschaftlichen (Makro-)Ebene sind somit nicht identisch mit, aber auch nicht unabhängig von denen auf der organisationalen Mesoebene der Lohnarbeit.

8. Die Zugehörigkeit zu Organisationen ist einer der zentralen Inklusions- und Exklusionsmechanismen der Gesellschaft. Arbeitsorganisationen sind daher zentral dafür, ob sich die jeweiligen Ungleichheitspositionierungen im Wirtschaftssystem mit entsprechenden Unterordnungen in anderen Teilsystemen verstärkend verbinden und sich zu Exklusionsfolgen steigern können. Man denke nur daran, dass die Verteilung von Arbeitsaufgaben mit Entgeltzahlungen, Konsummöglichkeiten und sozialer Sicherheit, aber auch mit Familienverhältnissen und sogar der Ausbildung der Kinder zusammenhängt. Es ist nicht unwahrscheinlich (wenn auch nicht determiniert), dass sich quer zu den funktional differenzierten Teilsystemen einheitliche Privilegien- und Benachteiligungspositionen ausbilden, schon weil unterschiedliche Teilsysteme für ihre eigene Kommunikation Rangpositionen in anderen Teilsystemen relevant und funktional machen können (etwa hohe Bildung und Kontakte im Sport für die Karriere in Arbeitsorganisationen). Im Extremfall können teilsystemische Ausschlussmechanismen derart zusammenwirken, dass sich – wie zum Beispiel in Brasilien – eine Klasse der Exkludierten, Nicht-Ausbeutbaren bildet, die bei formaler rechtlicher Anerkennung auf einer Ebene der »subcidadania« (Unter-Staatsbürgerschaft) (Souza 2006) existiert.

---

<sup>34</sup> Vgl. hierzu auch Menz (2021) im IfS Working Paper Nr. 13.

Dies sind nur einige wesentliche Ausschnitte der differenzierenden Verzahnung von Arbeit, Organisation und gesellschaftlicher Ungleichheit. Sie bieten eine Vielzahl von Möglichkeiten, den Zusammenhang von Arbeit und Gesellschaft auch an konkreten Themen und Fragestellungen zu untersuchen. Leider behandelt die arbeitssoziologische Forschung viele Themen nur als innerbetriebliche, ohne ihre gesellschaftlichen Ungleichheitsimplikationen zu durchdenken – wie umgekehrt Sozialstrukturanalyse den Ungleichheitsbeziehungen innerhalb von Arbeit(sorganisationen) zu wenig Aufmerksamkeit schenkt.

## 7 Das Subjekt als Grenzgänger\_in und Akteur\_in

Vielleicht erweckt der bisherige Text den Eindruck, es gehe mir ausschließlich um systemische oder strukturelle Bezüge zwischen Arbeit und Gesellschaft und der Rekurs auf die funktionale Differenzierung bringe es mit sich, Subjekte oder Menschen als Akteur\_innen auszuklammern. Luhmann ordnet ja auch das Individuum beziehungsweise die Person in die Umwelt der Systeme ein. Das hat dann eine gewisse Berechtigung, wenn man die Anschlüsse von Kommunikationen an Kommunikationen, das Prozessieren von Sinn beleuchten will. Man will dann hervorheben, dass sich Kommunikationen und Codes der Systeme auch den Akteur\_innen als etwas zeigen, dem sie zu folgen und gerecht zu werden haben, wenn sie mit ihren Kommunikationen anschlussfähig sein wollen. Wenn also beispielsweise sozial eingestellte Unternehmer\_innen das Medium Geld oder den Zwang zur Profiterzielung bei sozialen Maßnahmen völlig außer Acht ließen, so – eine alte Erkenntnis auch des Marxismus – würden sie aus dem Markt verschwinden. In diesem Sinne setzen sich soziale Phänomene nicht einfach aus den Handlungen von Individuen zusammen. Eine Theorie der Gesellschaft auf Basis der Systemtheorie indes, die – gerade auch in der radikalen Fassung des Autopoiesis-Konzepts – akteur\_innenfrei in dem Sinne sein will, dass Vollmenschen nur in der gestanzten »Form Person« (Luhmann 1991) beziehungsweise als kommunikative Adressen (Tacke 2000) an Gesellschaft teilnehmen, überzieht ebenso wie eine marxistische Theorie, der zu Folge Menschen nur Charaktermasken sind.

Subjekte sind Grenzgänger\_innen der Systeme. Sie müssen in ihrem Leben, in Alltag, Biographie, Sinnsuche und sozialer Einbindung, die unterschiedlichen Anforderungen der Systeme und Lebenswelten für sich gewichten, ausgleichen, in Verbindung bringen, mit eigener Deutung versehen und für sich relevant machen oder als irrelevant behandeln. Als Teil des Wirtschaftssystems oder – anders gesagt – als Lohnabhängige müssen die Einzelnen Einkommen erzielen und den Zwang der Zahlungsfähigkeit berücksichtigen, als Teilnehmer\_innen im politischen System an Wahlen und öffentlichen Kommunikationen partizipieren und versuchen, etwas Einfluss zu nehmen oder Zumutungen abzuwehren, als Familienmitglieder Fürsorge und emotionale Empathie entwickeln usw.

Diese unterschiedlichen Aufgaben sind zugleich emotional-psychische Anforderungen und reflektieren sich in unterschiedlichen emotionalen und kognitiven Dispositionen, die der\_die Einzelne manchmal zeitlich, räumlich und sozial separieren kann, aber langfristig doch intern auch miteinander abstimmen muss. Die Entwicklung einer Identität lässt sich (im Meadschen Sinne) genau als diese Auseinandersetzung unterschiedlicher Anforderungen (Anerkennungserwartungen) – den »Mes« – im Hinblick auf den eigenen Sinn und als Abstimmung der verschiedenen »Mes« im »I« (den eigenen Anerkennungsansprüchen) verstehen (vgl. Wagner 2004: 58–79). »Subjekte, die in funktional differenzierten Gesellschaften eine Vielzahl von Rollen ausfüllen und Anforderungen verschiedener Handlungssphären miteinander vermitteln, importieren auch externe Deutungen und Wertungen in die Organisation.« (Holtgrewe 2005: 359) Was Ursula Holtgrewe hier für das Verhältnis von Subjekt und Organisation feststellt, lässt sich auch auf das Verhältnis von Subjekt und Teilsystem übertragen. Subjekte als Grenzgänger\_innen sind gewissermaßen Interpenetrationsakteur\_innen, die zum Beispiel im Wirtschaftssystem die Anforderungen und Werte der Familie relevant machen, wenn sie sich um Vereinbarkeit von Arbeit und Familie bemühen. Sie verteidigen als »Identitätsbehaupter« (Schimank 2000) in der Arbeit ihre Identität gegen die Anforderungen der Lohnarbeit und der Formalstruktur der Organisation (Schimank 1981). Dabei beziehen sie sich auf normative Strukturen der Gesellschaft, auf Anerkennungsordnungen und -ansprüche und – natürlich – verarbeiten sie Missachtungserfahrungen oder zerbrechen hieran.

Identität ist zu verstehen als »der dauernde Versuch der Menschen, in Auseinandersetzungen mit Erwartungen und Bewertungen der Umwelt und mit eigenen Ressourcen ein Kontinuitäts- und Kohärenzgefühl von sich selbst zu entwickeln« (Alheit und Dausien 2000). »Identität ist *nicht fix*, sondern muss als *Prozess* verstanden werden, sie wird permanent und reflexiv erzeugt und verändert.« (Hürtgen und Voswinkel 2014: 25) Damit ist sie gerade *nicht* das Korsett, das postmoderne Identitätstheorien behaupten – oder sie ist dies nur in »pathologischer« Form – und zu dessen Therapie sie die multiple Identität empfehlen. Identität ist somit eine »Selbstkonstitution« als die »spezifische Form, Voraussetzungen, Ressourcen, Restriktionen und Möglichkeiten der eigenen sozialen Lage in einer bestimmten Weise zu verarbeiten und ihnen damit Sinn zu verleihen« (ebd.: 27). Die Bedingungen der jeweiligen sozialen Lage sind damit keineswegs irrelevant, aber sie determinieren nicht vollständig ein als unterworfen verstandenes Subjekt, sondern sind Gegenstand von dessen »Identitätsarbeit« (Keupp et al. 1999). Das gilt auch für Diskurse und Anrufungen. Aber auch diese sind nicht determinierend, sondern Ressource und Restriktion der Verarbeitung durch das Subjekt in »Selbst-Positionierungen«, wie Saša Bosančić (2019) das bezeichnet.

Subjekte sind also Akteur\_innen in der Gesellschaft, in der sie geformt (individuiert) werden, im Hinblick auf deren Anforderungen, Restriktionen und Ressourcen in ihrer sozialen Lage sie sich positionieren und agieren, die sie also auch (mehr oder weniger) mitgestalten. Darin liegt ihr Potenzial an Eigensinn und Widerständigkeit. Für die Arbeitssoziologie besonders festzuhalten sind hierbei zwei Punkte: Subjekte sind in einer von Widersprüchen, insbesondere dem von Kapital und Arbeit, durchzogenen Gesellschaft selbst von diesen Widersprüchen durchzogen. In unterschiedlichen sozialen



Positionen in unterschiedlicher, aber nicht determinierter Weise gehen sie mit diesen Widersprüchen um und beziehen sich hierbei sowohl auf Interessenlagen als auch auf normative Werte und Anerkennungsansprüche.

## **Soziales Subjekt und Solidarität**

Wenn ich hier von »Subjekten« spreche, dann muss ich mich absetzen von einem individualisierenden Verständnis des »Subjekts«. Es ist anscheinend ein Ergebnis der Individualisierungskultur, die auch die Soziologie ergriffen hat, davon auszugehen, dass Menschen als Einzelne arbeiten. Betrachtet man die Studien zur Subjektivierung der Arbeit, so scheinen hier die Arbeiter\_innen den Anforderungen der Arbeit als Einzelne ausgesetzt zu sein, als Einzelne Subjektansprüche in die Arbeit einzubringen, als Einzelne dem Betrieb gegenüberzustehen und als Einzelne Arbeit und Leben abzustimmen. Einerseits reflektiert dies auch tatsächliche Tendenzen einer Individualisierung der Arbeitsverhältnisse, die aus der Flexibilisierung von Arbeitszeiten, aus der Prekarisierung von Beschäftigungsverhältnissen, individualisierten Formen von Leistungsbewertung und Anerkennung sowie den Anrufungen des individuellen Subjekts als Gestalter\_in seines\_ihres Schicksals resultieren. Aber: Arbeit ist nach wie vor kooperativ, Arbeiten sind Teilarbeiten eines koordinierten Arbeitszusammenhangs, der zu einem großen Teil technisch und hierarchisch – also herrschaftlich – vorgegeben ist, aber immer auch von den Arbeiter\_innen selbst hergestellt wird. (Hierarchische) Koordinationsmängel werden kooperativ überbrückt, gerade in selbstorganisierten Arbeitsformen müssen die Arbeitsprobleme der Kolleg\_innen bedacht und antizipiert werden, Projektarbeit erfordert eine dichte und zugleich vorübergehende Kooperation mit lockerer Bindung. Dem entspricht die nicht nur ideologische Anforderung an »soziale Kompetenzen«. So entstehen einerseits Beziehungen des »Gebens und Nehmens« (Kock und Kutzner 2014) unter Beschäftigten wie auch zwischen Vorgesetzten und »Mitarbeiter\_innen«. Andererseits sind die Beziehungen stets auch solche der Konkurrenz – um Arbeitsplätze und Karrieremöglichkeiten, bessere Projekte und Aufgaben. Die Abstimmung von Kooperation und Konkurrenz ist seit eh und je eine Herausforderung, mit der die Beschäftigten umgehen müssen. Mit der Differenzierung von Beschäftigungsverhältnissen und den genannten Tendenzen zur Individualisierung von Arbeitsverhältnissen wird sie nicht leichter, vielleicht schwieriger und prekärer, aber auf jeden Fall fällt sie nicht weg. Insofern ist die zu beobachtende Tendenz einer individualisierenden Arbeitssoziologie<sup>35</sup> zu kritisieren und muss dringend überwunden werden.

Das gilt übrigens auch für die lange Zeit auffällige Dethematisierung des Werts und der Praktiken der »Solidarität«, obwohl – wie Michael Festl (2014) richtig feststellt – der Mangel positiver sozialer Kontakte in der Arbeit ein zentraler Kritikpunkt bei Beschäftigten ist. Diese Ausblendung ist erstaunlich und weist die Arbeitssoziologie

---

<sup>35</sup> Man entschuldige die sicher ungerechte und überspitzte Verallgemeinerung.

erneut als vom Zeitgeist mitgeprägt aus. Erfreulich ist, dass sich hier in neuerer Zeit Änderungen abzeichnen,<sup>36</sup> die noch zarte Pflänzchen sind, aber hoffentlich gepflegt und gegossen werden. Das ist nicht nur – aber auch – eine normative und politische Frage,<sup>37</sup> sondern eine theoretische und eminent soziologische Frage, sind doch Individuen stets sozialisierte und sozialisierende Wesen. Und kollegiale Kooperation ist auch eine Voraussetzung für gute Arbeitsausführung wie auch für positive Anerkennungserfahrungen in der Arbeit (Dejours et al. 2018: 95 ff.), gerade wenn man die Dimension der konkreten Arbeit vor Augen hat.

An dieser Stelle kommt überdies wieder das Thema der kulturellen Einbettung ins Spiel. Auch sie überwölbt (oder formt aus) die funktional differenzierten Teilsysteme und bietet den Subjekten als Grenzgänger\_innen einen begehbaren Pfad. Es sind nicht zuletzt kulturelle Formen, Wertmuster und Arbeitsverständnisse, die Kooperation und Solidarität möglich machen und strukturieren (oder gerade erschweren). Berufs- und Professionskulturen definieren Deutungen guter Arbeit und richtiger Kollegialität.<sup>38</sup> Die betriebliche Sozialordnung bildet einen förderlichen oder zerstörerischen Rahmen für Arbeitskooperation – oder eben für übersteigerte Beschäftigtenkonkurrenz. Und natürlich ist auch die Organisierungsfähigkeit nicht ohne Analyse ihrer kulturellen Grundlage zu verstehen. Auch im Umfeld der Rational-Choice-Theorien kollektiven Handelns (Olson 1965), denen zufolge es unwahrscheinlich ist, dass Akteur\_innen in gleicher Interessenlage kollektiv ihre gemeinsamen Interessen fördern und bei der Erstellung von Kollektivgütern zusammenwirken,<sup>39</sup> spielen Normen (neben selektiven Anreizen und dem Sanktionspotenzial kleiner Gruppen) eine wesentliche Rolle (Elster 1989), um zu erklären, dass Kollektivgüter empirisch dennoch erstellt werden und Gewerkschaften real existieren. Historisch ist tatsächlich unabweisbar, dass die Entwicklung der Arbeiterbewegung nicht einfach eine Folge gleicher »objektiver« Interessenlage war, sondern in bestimmten sozialmoralischen Milieus, einer moralischen Ökonomie und Arbeiterkultur wurzelte. Gegenwärtige Formen solcher moralischen Ökonomien und Arbeitskulturen zu erschließen, ist eine wichtige Aufgabe der Arbeitssoziologie gerade in neoliberalen Zeiten.

---

<sup>36</sup> Vgl. den Band »Solidarität in der Krise« von Billmann und Held (2013), darin die Erörterung der »Kollegialität« durch Stefanie Hürtgen (2013), neuerdings die Schwerpunktheft der *Industriellen Beziehungen* 4/2018, von *Work, Employment and Society* 1/2020 und der *WSI-Mitteilungen* 5/2020.

<sup>37</sup> Man bedenke die Tendenz zu »exklusiver Solidarität« (Dörre, Holst und Matuschek 2013: 222 ff.) in der Arbeitnehmerschaft und die Usurpation des Solidaritätsbedürfnisses durch Apologeten »nationaler ›Solidarität«.

<sup>38</sup> Wir alle wissen, dass die negative Variante des Corpsgeistes und der sozialen Schließung nicht weit ist.

<sup>39</sup> Sie spielen hiermit nicht zuletzt zu Recht auf das gerade Gewerkschaften vertraute Problem des Trittbrettfahrerverhaltens an.

## 8 Fazit

Ich habe in diesem Aufsatz versucht, zu skizzieren, wie der Zusammenhang von Arbeit und Gesellschaft zu begreifen ist. Dabei habe ich die folgenden Weisen dieses Zusammenhangs herausgestellt:

- Der Widerspruch von Kapital und Arbeit ist wesentlich, nicht nur für die unmittelbare Lohn-Arbeit, sondern für die Gesellschaft insgesamt, ohne dass aber diese aus einem »Grundwiderspruch« abzuleiten wäre.
- Das Wirtschaftssystem (und damit die Lohnarbeit) ist wegen der universalen Bedeutung von Geld (als Kapital) und der Kommodifizierung von Arbeitskraft das dominante System (Feld oder die dominante Wertsphäre) einer kapitalistischen funktional-differenzierten Gesellschaft und somit zentral für das Verständnis des (differenzierten) Gesamtzusammenhangs der Teilsysteme.
- Arbeit ist nicht nur in der Dimension der abstrakten Arbeit als Lohn- oder Erwerbsarbeit Element des Wirtschaftssystems, sondern als konkrete Arbeit ein wesentliches Element aller Wertsphären und in der Asymmetrie der verschiedenen Arbeitsbereiche und -formen (Produktions- und Reproduktions-/Sorgearbeit) wesentlich für das Verständnis der Geschlechterverhältnisse.
- Arbeit ist zentraler Identitätsstifter für Menschen, aber auch für das Selbstverständnis und die subjektivierenden Anrufungen einer Arbeitsgesellschaft.
- In diesem Sinne ist Arbeitssoziologie eine Querschnittssoziologie und somit nicht nur wegen der Dominanz des Wirtschaftssystems, sondern auch wegen der Allgemeinheit von (erweiterter) Arbeit und der Identitätsformen und Anrufungen einer Arbeitsgesellschaft eine zentrale Kategorie der Gesellschaftstheorie.
- Diese Verbindung von Arbeit und Gesellschaft beinhaltet zugleich, dass das Transformationsproblem wesentlich ist, aber nur für eine bestimmte Perspektive auf (Lohn-)Arbeit, nämlich für die Steuerung der Arbeit in Organisationen. Daneben müssen andere Perspektiven treten, die mit Identität, Ansprüchen und Leben der Menschen verbunden sind.
- Das Handeln von Akteur\_innen, das Verständnis von (guter) Arbeit und die Ausformung von Anerkennungsverhältnissen verweisen auf die Bedeutung von normativen Strukturen, Rechtfertigungsordnungen und emotionalen und körperlichen Praktiken, die ich mit dem Begriff der »(Arbeits-)Kultur« zusammengefasst habe. Sie bilden eine Mesoebene der Vermittlung von Arbeit und Gesellschaft.
- Arbeit und Organisation prägen die Ungleichheitsstrukturen der Gesellschaft und werden von diesen geprägt. Es ist sinnvoll, auf den Begriff der »Klasse« zurückzugreifen, um zum einen die Widersprüche von Kapital und Arbeit als zentral für das Verständnis von Arbeitsverhältnissen und -strukturen auch politisch zu

artikulieren. Aber ich plädiere dafür, diese Verwendung des Klassenkonzepts von der Zuordnung von Personen(gruppen) zu Klassen zu trennen, weil die Lohnarbeitsgesellschaft und die Differenzierung von Kapitalfunktionen die Kriterien des Produktionsmittelbesitzes und des Verkaufs der Arbeitskraft nicht mehr trennscharf sein lassen. Die gegensätzlichen Logiken von Kapital und Arbeit sind nicht allein in der Arbeitsbeziehung, sondern im Lebenszusammenhang der Menschen zentral, ohne dass die Einzelnen doch aufgrund ihrer sozialen Position von vornherein einer Seite eindimensional zugeordnet werden könnten. Gleichwohl aber ist zum anderen die Verwendung des Klassenbegriffs (eher im Sinne von Bourdieu) auch für die Arbeitssoziologie sinnvoll, weil so die Verbindung von gesellschaftlichen Ungleichheitspositionen und Ungleichheitsbeziehungen in der Arbeit deutlich werden kann.

- Der Begriff des »sozialen Werts der Arbeitskraft« leistet eine Internalisierung verschiedener Dimensionen der Anerkennung von Arbeitskräftekategorien, von Qualifikationen sowie von Geschlecht, »Rasse« und anderen Dimensionen der Intersektionalität in die (Verwertungs-)Beziehung von Kapital und Arbeit.
- Die verschiedenen Anforderungen der Teilsysteme, anders gesagt: von Arbeit und Leben, zu vermitteln ist die Leistung von Subjekten als Grenzgänger\_innen der Systeme und Akteur\_innen der Gesellschaft. Subjekt und Gesellschaft stehen somit in einem einander strukturierenden Verhältnis. Sie tragen zudem in unterschiedlicher, nicht zuletzt von der sozialen Lage geprägter (aber nicht determinierter) Weise den Widerspruch von Kapital und Arbeit aus.<sup>40</sup>

Wie zu sehen ist, handelt es sich bei meinen Überlegungen um eine Verbindung marxistischer und systemtheoretischer mit anerkennungstheoretischen Ansätzen. Ich halte das nicht für einen Mangel, sondern diese Vorgehensweise eines *kritisch-reflexiven* »Eklektizismus« für ein Verfahren, das einer multiparadigmatischen Soziologie mit empirischer Orientierung angemessen ist, die sich nicht der Autopoiesis der Theoriebildung und -abgrenzung verschrieben hat.

---

<sup>40</sup> Eine Ergänzung noch, die ich hier – auch mangels Kompetenz – nicht ausführen kann, die aber auch für die Arbeitssoziologie immer wichtiger wird: Arbeit ist auch in ihrem Verhältnis zur Natur zu betrachten (eine Aufgabe, der sich die Arbeitssoziologie bislang noch kaum gestellt hat). Nicht nur, weil sich die Art von Produkten und der Produktion unmittelbar auf die Umwelt auswirkt und weil Fragen der Klimapolitik heute unmittelbar Folgen für Produktion und Beschäftigung haben, sondern auch, weil sich der Gedanke der Produktivität, der dem modernen (Erwerbsarbeits)verständnis und den Arbeitsidentitäten zugrunde liegt, im Lichte von Ökologie und Postwachstum wandelt und sich auch verändern sollte. Auch das betrifft unmittelbar das Verhältnis von Arbeit und Gesellschaft.

## 9 Einige methodische Implikationen

Abschließend möchte ich noch einige methodische Implikationen anfügen, die mit einem solchen Konzept einer am Zusammenhang von Arbeit und Gesellschaft orientierten Arbeitssoziologie meines Erachtens verbunden sind. In Stichworten:

- Die (Betriebs-)Fallstudie behält ihre wesentliche Bedeutung in der Arbeitssoziologie (Pongratz und Trinczek 2010). Allerdings sollten folgende Vorteile der Betriebsfallstudie auch ausgeschöpft werden: Indem sie erstens die Perspektiven unterschiedlicher Akteur\_innen in einer Organisation oder einem Ausschnitt einer Organisation erhebt und gerade in ihrem Zusammenspiel und ihren Unterschieden analysiert (Akteur\_innen-Triangulation), ermöglicht sie, die Spezifik der jeweiligen subjektiven Perspektive respektive organisatorischer (Teil-)Rationalitäten in ihrem Zusammenhang mit der Handlungsposition des\_der Akteurs\_in und den Interaktionen verschiedener Akteur\_innen zu erfassen. Außerdem ermöglicht die Betriebsfallstudie die Nutzung unterschiedlicher Daten (Daten-Triangulation), von Interviews unterschiedlicher Art, Dokumentenanalyse, Beobachtungen. Die Triangulation in einer Fallstudie setzt voraus, dass die Forschenden sich tatsächlich darum bemühen, die Perspektiven unterschiedlicher Akteur\_innen zu erheben und als solche ernst zu nehmen. Der zweite Vorteil einer Fallstudie kann darin bestehen, der »doppelten Wirklichkeit der Unternehmen« (Wertz 1988) gerecht zu werden. Gemeint ist damit, dass es in Organisationen systematisch eine (vom soziologischen Neo-Institutionalismus betonte) Differenz von »talk« und »action« (Brunsson 1989), aber auch »talk about action« und »action of talking« (Voswinkel 2012a: 146) gibt. Wer sich auf Selbstdarstellungen von Organisationen oder Expertengespräche mit Management (oder auch Betriebsräten) oder Einzelinterviews mit Beschäftigten beschränkt, erfährt dadurch keineswegs nichts, schöpft aber doch das Potenzial der Fallstudie nicht aus.<sup>41</sup>
- Zugleich stimme ich aber Nicole Mayer-Ahuja (in ihrem Beitrag zum IfS Working Paper Nr. 13) völlig zu, dass die Betriebsfallstudie durch andere Forschungsstrategien ergänzt werden muss. Sie begründet dies mit der Zunahme überbetrieblicher und prekärer Beschäftigungsverläufe, derentwegen eine große Zahl von Lohnabhängigen in Betriebsfallstudien ungenügend repräsentiert seien. Sie weist aber auch auf die große Bedeutung informeller Netzwerke, kultureller Bindungen und internationaler Verknüpfungen hin. Ich stimme dem völlig zu und denke ebenfalls, dass die Arbeitssoziologie gut beraten ist, ethnologische und kulturwissenschaftliche Methoden zu nutzen und die Reichweite des »Falls« genauer zu bestimmen.

---

<sup>41</sup> Allerdings sind die Voraussetzungen dafür, derartige Fallstudien durchführen zu können, erheblich: Zugangsprobleme, die methodischen Implikationen der Gatekeeper-Rolle von Organisations-Akteur\_innen, insbesondere des Managements, Anonymisierungs- und Vertraulichkeits- sowie Vertrauensprobleme und anderes mehr. Insofern möchte ich meine Worte nicht als Kritik an all denjenigen (einschließlich meiner selbst) verstanden wissen, die oftmals anders verfahren (müssen).

- Um die Verknüpfung gesellschaftlicher Teilsysteme zu analysieren, sollten die Forschungen den Subjekten bei ihren »Grenzgängen« durch die Systeme und Lebenswelten folgen, also den Arbeits- und Lebenszusammenhang und die darin aufscheinenden unterschiedlichen Handlungszwänge, -logiken und Ansprüche erheben. Interdisziplinäre Arbeitsweisen (zumindest schon einmal zwischen verschiedenen »Bindestrichsoziologien«) können sicher nützlich sein.
- Eine hierfür hilfreiche Methode ist die biographische, die über die »synchrone« Lebenspraxis hinaus die »historische« Entwicklung und Veränderung dieser Lebenspraxis und von Lebensorientierungen sowie darin gerade auch die Auseinandersetzung mit Herkunft, Ressourcen, Restriktionen und Wünschen nachzeichnen kann.
- Nimmt man Arbeits-, Lebenszusammenhang und Biographie in den Blick, so wird man dem Charakter der Arbeits- als Querschnittssoziologie gerecht, weil man hierbei den Zusammenhang verschiedener Arbeiten und Tätigkeiten nachgeht. Dann wird die scheinbar klare Grenzziehung zwischen Erwerbs- und erweiterter Arbeit ein Stück weit überwunden, ohne doch die unterschiedlichen Logiken und Werte in ihnen zu übergehen. Dass die Arbeitssoziologie auch gerade deshalb genderbewusst forschen muss, ist selbstverständlich (sollte es jedenfalls sein).
- Schließlich erfordert eine stärker kulturell verstandene Arbeitssoziologie die Analyse von normativen Mustern, kulturellen Werten, Deutungen und all dem, was man unter »Arbeits-Bewusstsein« verstehen kann. Damit dies nicht zu einer »Einstellungsforschung« reduziert wird, sollten nicht einfach positivistisch Meinungen erhoben, sondern die Identitätsrelevanz der Orientierungen, ihre normative Grundierung – und damit der Unterschied von »Ansprüchen« und »Wünschen« (Hürtgen und Voswinkel 2014) – und ihr (widerständiges) Verhältnis zu verbreiteten Diskursen und Anrufungen erforscht werden.
- Das impliziert auch die Untersuchung der (Arbeits-)Praxis dessen, was die Arbeiter\_innen genau tun, wenn sie arbeiten, wie sie es tun, wie sie kooperieren oder konkurrieren und welchen praktischen Bezug sie zu ihrem Gegenstand, dem Material und den Schwierigkeiten der Arbeit ausbilden. Mit diesem »Arbeitshandeln« sind auch die »Stofflichkeit« und die »Körperlichkeit« der Praxis angesprochen. Der Einbezug einer – nicht zu theoretisch verstandenen – »Praxistheorie« und von ethnographischen Methoden sind daher anzustreben.
- Und zum Schluss: Digitalisierung von Arbeit eröffnet auch ein neues Feld für »digitale Methoden« und »digitale Daten«, etwa die Analyse von Online-Foren und Platfordmdokumenten und die Entwicklung neuer Formen von Gruppendiskussionen. Methoden müssen ihrem Gegenstand angemessen sein. Und sie dürfen – anders als die Korrelationseuphorie quantitativer Big Data-Studien – nicht dem Prinzip folgen: Erst messen, dann denken.

Eins noch: Selbstverständlich sind dies Idealbilder für *die* Arbeitssoziologie, nicht für einzelne arbeitssoziologische Projekte. Diese können natürlich immer nur eine bestimmte

Frage in einem bestimmten begrenzten Feld und Fall zeitrestringiert erforschen. Umso wichtiger ist der immer wieder neu zu unternehmende Versuch, in der Disziplin übergreifende Diskussionen und Theorieansätze voranzutreiben – alles andere als einfach in Zeiten von Publikations- und Drittmittelzwängen.

## 10 Literatur

- Adorno, Theodor W. 1969: Einleitungsvortrag zum 16. Deutschen Soziologentag, in: ders. (Hg.): Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages in Frankfurt a. M. 1968. Stuttgart: Enke, 12–26.
- Aglietta, Michel 1979: A Theory of Capitalist Regulation. The US Experience. London: NLB
- Alheit, Peter und Bettina Dausien 2000: Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen, in: Erika M. Hoerning (Hg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius, 257–283.
- Bahl, Friederike 2014: Lebensmodelle in der Dienstleistungsgesellschaft. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bahrtdt, Hans Paul 1983: Arbeit als Inhalt des Lebens, in: Joachim Matthes (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt a. M. und New York: Campus, 120–137.
- Baron, Christian 2014: Klasse und Klassismus. Eine kritische Bestandsaufnahme, in: Prokla 44. 2 Nr. 175, 225–235.
- Beaud, Stéphane und Michel Pialoux 2004: Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Konstanz: UVK.
- Becke, Guido 2008: Soziale Erwartungsstrukturen in Unternehmen. Berlin: edition sigma.
- Becker-Schmidt, Regina 2008: Doppelte Vergesellschaftung von Frauen. Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben, in: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 2. Auflage. Wiesbaden: VS-Verlag, 65–74.
- Becker-Schmidt, Regina und Helga Krüger 2009: Soziale Konflikte im gegenwärtigen Sozialgefüge. Asymmetrische Arbeits- und Geschlechterverhältnisse – vernachlässigte Sphären gesellschaftlicher Reproduktion, in: Brigitte Aulenbacher und Angelika Wetterer (Hg.): Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster: Westfälisches Dampfboot, 12–41.
- Billmann, Lucie und Josef Held (Hg.) 2013: Solidarität in der Krise. Wiesbaden: Springer VS.
- Boltanski, Luc und Laurent Thévenot 2007: Über die Rechtfertigung. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bolton, Sharon C. und Knut Laaser 2020: The Moral Economy of Solidarity. A Longitudinal Study of Special Needs Teachers, in: Work, Employment and Society 34. 1, 55–72.



- Böhle, Fritz 2019: Humane Arbeit als geistige Arbeit?, in: Fritz Böhle und Eva Senghaas-Knobloch (Hg.): *Andere Sichtweisen auf Subjektivität*. Wiesbaden: Springer VS, 9–35.
- Bosančić, Saša 2019: Die Forschungsperspektive der Interpretativen Subjektivierungsanalyse, in: Alexander Geimer, Steffen Amling und Saša Bosančić (Hg.): *Subjekt und Subjektivierung*. Wiesbaden: Springer, 43–64.
- Bourdieu, Pierre 1982: *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre 1985: *Sozialer Raum und »Klassen«*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre 1998: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Brunsson, Nils 1989: *The Organization of Hypocrisy. Talk, Decisions, and Actions in Organizations*. Chichester: Wiley.
- Castel, Robert 2000: *Die Metamorphosen der sozialen Frage*. Konstanz: UVK.
- Dejours, Christophe 2007: Subjectivity, Work, and Action, in: Jean-Philippe Deranty, Danielle Petherbridge, John Rundell und Robert Sinnerbrink (Hg.): *Recognition, Work, Politics*. Leiden und Boston: Brill, 71–87.
- Dejours, Christophe, Jean-Philippe Deranty, Emmanuel Renault und Nicholas H. Smith 2018: *The Return of Work in Critical Theory*. New York und Chichester: Columbia University Press.
- Dörre, Klaus, Hajo Holst und Ingo Matuschek 2013: Zwischen Firmenbewusstsein und Wachstumskritik, in: Klaus Dörre, Anja Happ und Ingo Matuschek (Hg.): *Das Gesellschaftsbild der LohnarbeiterInnen*. Hamburg: VSA, 198–262.
- Dröge, Kai 2007: »Jetzt lob' mich doch endlich mal!« – Subjektivierte Arbeit und die Fallstricke ihrer Anerkennung, in: Christine Wimbauer, Annette Henninger und Markus Gottwald (Hg.): *Die Gesellschaft als »institutionalisierte Anerkennungsordnung«*. Opladen und Farmington Hills: Budrich, 97–117.
- Elster, Jon 1989: *The Cement of Society*. Cambridge, New York und Melbourne: Cambridge University Press.
- Erikson, Robert und John H. Goldthorpe 1992: *The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Societies*. Oxford: Clarendon.
- Festl, Michael G. 2014: Gemeinsam einsam. Entfremdung in der Arbeit heute, in: *Zeitschrift für Praktische Philosophie* 1. 1, 51–98.
- Giegel, Hans-Joachim 1989: Der Lohnarbeiter als Subjekt. Von der Analyse des Arbeiterbewußtseins zur Biographieforschung, in: Ditmar Brock, Hans Rudolf Leu, Christine Preiß und Hans-Rolf Vetter (Hg.): *Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel*. München: DJI-Verlag, 100–128.
- Gottschall, Karin und G. Günter Voß (Hg.) 2003: *Entgrenzung von Arbeit und Leben*. München und Mering: Hampp.

- Hardering, Friedericke 2015: Meaningful Work. Sinnvolle Arbeit zwischen Subjektivität, Arbeitsgestaltung und gesellschaftlichem Nutzen, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 40. 4, 391–410.
- Haubner, Tine 2017: Die Ausbeutung der sorgenden Gemeinschaft. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Hillebrandt, Frank 2009: Praktiken des Tauschens. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Holtgrewe, Ursula 2005: Subjekte als Grenzgänger der Organisationsgesellschaft?, in: Wieland Jäger und Uwe Schimank (Hg.): Organisationsgesellschaft. Wiesbaden: VS-Verlag, 344–368.
- Honneth, Axel 1994: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hörning, Karl H. und Julia Reuter 2004: Doing Culture. Kultur als Praxis, in: dies: (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: transcript, 9–15.
- Huchler, Norbert (Hg.) 2008: Ein Fach wird vermessen. Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriesoziologie. Berlin: edition sigma.
- Hürtgen, Stefanie 2013: Mensch sein auf der Arbeit? Kollegialität als Balance von allgemein-menschlichen und leistungsbezogenen Aspekten von Arbeit, in: Lucie Billmann und Josef Held (Hg.): Solidarität in der Krise. Wiesbaden: Springer VS, 237–262.
- Hürtgen, Stefanie 2017: Der subjektive gesellschaftliche Sinnbezug auf die eigene (Lohn-) Arbeit. Grundlage von Ansprüchen auf Gestaltung von Arbeit und Gesellschaft, in: Brigitte Aulenbacher, Maria Dammayr, Klaus Dörre, Wolfgang Menz, Birgit Riegraf und Harald Wolf (Hg.): Leistung und Gerechtigkeit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Hürtgen, Stefanie 2020: Arbeit, Klasse und eigensinniges Alltagshandeln. Kritisches zur imperialen Lebensweise – Teil 1, in: Prokla 50. 1 Nr. 198, 171–188.
- Hürtgen, Stefanie und Stephan Voswinkel 2014: Nichtnormale Normalität? Anspruchslagen aus der Arbeitnehmermitte. Berlin: edition sigma.
- Jacobsen, Heike und Stephan Voswinkel (Hg.) 2005: Der Kunde in der Dienstleistungsbeziehung. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Jaeggi, Rahel 2018: Ökonomie als soziale Praxis, in: Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik 19. 3, 343–361.
- Jochum, Georg 2018: Zur historischen Entwicklung des Verständnisses von Arbeit, in: Fritz Böhle, G. Günter Voß und Günther Wachtler (Hg.): Handbuch Arbeitssoziologie. Band 1. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, 85–141.
- Jurczyk, Karin, Michaela Schier, Peggy Szymenderski, Andreas Lange und G. Günter Voß 2009: Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Berlin: edition sigma.
- Kemper, Andreas und Heike Weinbach 2016: Klassismus. Eine Einführung. Münster: Unrast-Verlag.

- Kerber-Clasen, Stefan und Stephan Voswinkel 2018: Anerkennung als Aspekt gesellschaftlicher Vermittlungsprozesse. Regina Becker-Schmidts Beitrag zur sozialphilosophischen und soziologischen Debatte um Anerkennung, in: *feministische studien* 36. 1, 68–77.
- Keupp, Heiner, Thomas Ahbe, Wolfgang Gmür, Renate Höfer, Beate Mitzscherlich, Wolfgang Kraus und Florian Strauss 1999: *Identitätskonstruktionen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kock, Klaus und Edelgard Kutzner 2014: »Das ist ein Geben und Nehmen«. Eine empirische Untersuchung über Betriebsklima, Reziprozität und gute Arbeit. Berlin: edition sigma.
- Kotthoff, Hermann 1994: *Betriebsräte und Bürgerstatus*. München und Mering: Hampp.
- Kratzer, Nick, Wolfgang Menz, Knut Tullius und Harald Wolf 2015: *Legitimationsprobleme in der Erwerbsarbeit*. Berlin: edition sigma bei Nomos.
- Kreckel, Reinhard 1997: *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Kronauer, Martin 2019: Rechtstendenzen in der Arbeiterschaft und die Notwendigkeit der sozialen Transformation, in: *WSI-Mitteilungen* 72. 3, 193–201.
- Kühl, Stefan 2004: *Arbeits- und Industriesoziologie*. Bielefeld: transcript.
- Kühl, Stefan 2018: *Arbeit – Marxistische und systemtheoretische Zugänge*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lindner, Urs 2018: Klasse und Klassismus. Wie weit reicht askriptive Ungleichheit?, in: Tine Haubner und Tilman Reitz (Hg.): *Marxismus und Soziologie*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 100–117.
- Luhmann, Niklas 1989: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas 1991: Die Form Person, in: *Soziale Welt* 42. 2, 166–175.
- Luhmann, Niklas 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Band 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Marx, Karl 1962: Kritik des Gothaer Programms, in: *Marx-Engels-Werke*. Band 19. Berlin: Dietz, 15–22.
- Marx, Karl 1967: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*. Nachdruck der Moskauer Ausgabe von 1939. Frankfurt a. M. und Wien: EVA.
- Marx, Karl 1971: *Das Kapital*. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band, in: *Marx-Engels-Werke*. Band 23. Berlin: Dietz.
- Mau, Steffen 2004: Moralökonomie. Eine konzeptionelle Bestimmung aus ungleichheitssoziologischer Sicht, in: Peter A. Berger und Volker H. Schmidt (Hg.): *Welche Gleichheit, welche Ungleichheit?* Wiesbaden: VS-Verlag, 165–190.

- Mayer-Ahuja, Nicole 2021: Arbeitssoziologie – wie weiter?, in: Perspektiven der Arbeitssoziologie 1. IfS Working Papers Nr. 13. Frankfurt a. M.: Institut für Sozialforschung, 5–17.
- Menz, Wolfgang 2021: Arbeitsanalyse und Zeitdiagnose. Perspektiven einer subjektorientierten Arbeitssoziologie mit gesellschaftsdiagnostischem Anspruch, in: Perspektiven der Arbeitssoziologie 1. IfS Working Papers Nr. 13. Frankfurt a. M.: Institut für Sozialforschung, 18–40.
- Menz, Wolfgang und Sarah Nies 2018: Doing Inequality at Work. Herstellung und Bewertung von Ungleichheiten in Arbeit und Betrieb, in: Laure Behrmann, Falk Eckert, Andreas Gefken und Peter A. Berger (Hg.): »Doing Inequality«. Prozesse sozialer Ungleichheit im Blick qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, 123–147.
- Minssen, Heiner 2008: Crisis? What Crisis? Zur Situation der Arbeits- und Industriesoziologie, in: Norbert Huchler (Hg.): Ein Fach wird vermessen. Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriesoziologie. Berlin: edition sigma, 89–106.
- Minssen, Heiner 2017: Transformation von Arbeitskraft, in: Hartmut Hirsch-Kreinsen und Heiner Minssen (Hg.): Lexikon der Arbeits- und Industriesoziologie. 2. Auflage. Baden-Baden: edition sigma bei Nomos, 301–304.
- Mohan, Robin 2018: Knotenpunkt Marx. Anmerkungen zur Debatte um Kapitalismus und funktionale Differenzierung, in: Zeitschrift für theoretische Soziologie 7. 2, 228–250.
- Münch, Richard 1994: Zahlung und Achtung. Die Interpenetration von Ökonomie und Moral, in: Zeitschrift für Soziologie 23. 5, 388–411.
- Nierling, Linda 2013: Anerkennung in erweiterter Arbeit. Berlin: edition sigma.
- Nies, Sarah 2015: Nützlichkeit und Nutzen von Arbeit. Baden-Baden: edition sigma bei Nomos.
- Oesch, Daniel 2006: Coming to Grips with a Changing Class Structure, in: International Sociology 21. 2, 263–288.
- Olson, Mancur 1965: The Logic of Collective Action. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Polanyi, Karl 1997 [1944]: The Great Transformation. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Pongratz, Hans J. und Rainer Trinczek (Hg.) 2010: Industriesoziologische Fallstudien. Entwicklungspotenziale einer Forschungsstrategie. Berlin: edition sigma.
- Popitz, Heinrich, Hans Paul Bahrtdt, Ernst August Jüres und Hanno Kesting 1957: Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Tübingen: Mohr.
- Reckwitz, Andreas 2017: Die Gesellschaft der Singularitäten. Berlin: Suhrkamp.

- Reitz, Tilman 2018: Wer arbeitet für wen? Werttheorie, Machtpositionen und die Zukunft der Ausbeutung, in: Tine Haubner und Tilman Reitz (Hg.): *Marxismus und Soziologie*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 118–136.
- Runciman, Walter G. 1966: *Relative Deprivation and Social Justice. A Study of Attitudes Towards Inequality in Twentieth-Century England*. London: Routledge Kegan Paul.
- Sayer, Andrew 2011: *Why Things Matter to People*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schelsky, Helmut 1965: Die Bedeutung des Schichtungsbegriffs für die Analyse der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft, in: ders.: *Auf der Suche nach Wirklichkeit*. Düsseldorf und Köln: Diederichs, 331–336.
- Schimank, Uwe 1981: Identitätsbehauptung in Arbeitsorganisationen – Individualität in der Formalstruktur. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Schimank, Uwe 2000: *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. Weinheim und München: Juventa.
- Schimank, Uwe 2009: Die Moderne: eine funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft, in: *Berliner Journal für Soziologie* 19. 3, 327–351.
- Schumann, Michael, Edgar Einemann, Christa Siebel-Rebell und Klaus P. Wittemann 1982: *Rationalisierung, Krise, Arbeiter*. Frankfurt a. M.: EVA.
- Senghaas-Knobloch, Eva, Brigitte Nagler und Annette Dohms 1997: *Zukunft der industriellen Arbeitskultur. Persönliche Sinnansprüche und Gruppenarbeit*. 2. Auflage. Münster: LIT.
- Souza, Jessé 2006: Die soziale Grammatik der peripheren Ungleichheit – Für ein neues Paradigma zum Verständnis der peripheren Gesellschaften, in: Thomas Kühn und Jessé Souza (Hg.): *Das moderne Brasilien*. Wiesbaden: VS-Verlag, 20–48.
- Spittler, Gerd 2016: *Anthropologie der Arbeit. Ein ethnographischer Vergleich*. Wiesbaden: Springer VS.
- Tacke, Veronika 2000: Netzwerk und Adresse, in: *Soziale Systeme* 6. 2, 291–320.
- Thompson, Edward P. 1980 [1971]: Die »moralische Ökonomie« der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert, in: ders.: *Plebeische Kultur und moralische Ökonomie*. Frankfurt a. M., Berlin und Wien: Ullstein, 66–130.
- Tyrell, Hartmann 1978: Anfragen an die Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung, in: *Zeitschrift für Soziologie* 7. 2, 175–193.
- Vester, Michael 2014: Milieu als soziologisches Modell oder als historische Praxis?, in: Peter Isenböck, Linda Nell und Joachim Renn (Hg.): *Die Form des Milieus – Zum Verhältnis der gesellschaftlichen Differenzierung und Formen der Vergemeinschaftung*, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*. 1. Sonderband. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 222–257.

- Voswinkel, Stephan 2001: Anerkennung und Reputation. Die Dramaturgie industrieller Beziehungen. Konstanz: UVK.
- Voswinkel, Stephan u. M. v. Anna Korzekwa 2005: Welche Kundenorientierung? Anerkennung in der Dienstleistungsarbeit. Berlin: edition sigma.
- Voswinkel, Stephan 2011: Paradoxien entgrenzter Arbeit, in: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 8. 1, 93–102.
- Voswinkel, Stephan 2012a: Aufklärungen und Ausblendungen. Zum gegenwärtigen Stand der Arbeits- und Industriesoziologie, in: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 9. 1–2, 139–156.
- Voswinkel, Stephan 2012b: »Recognition« and »Interest«. A Multidimensional Concept in the Sociology of Work, in: distinktion. Scandinavian Journal of Social Theory 13. 1, 21–41.
- Voswinkel, Stephan 2019: Entfremdung und Aneignung in der Arbeit, in: Fritz Böhle und Eva Senghaas-Knobloch (Hg.): Andere Sichtweisen auf Subjektivität. Impulse für kritische Arbeitsforschung. Wiesbaden: Springer VS, 167–197.
- Voswinkel, Stephan und Gabriele Wagner 2014: Die Organisation des Erfolgs. Regulierung verunsicherter Anerkennungsansprüche, in: Denis Hänzi, Hildegard Matthies und Dagmar Simon (Hg.): Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung. Leviathan Sonderband 29. Baden-Baden: Nomos, 105–122.
- Wagner, Gabriele 2004: Anerkennung und Individualisierung. Konstanz: UVK.
- Weber, Max 1972 [1921]: Wirtschaft und Gesellschaft. Studienausgabe. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weltz, Friedrich 1988: Die doppelte Wirklichkeit der Unternehmen und ihre Konsequenzen für die Industriesoziologie, in: Soziale Welt 39. 1, 97–102.
- Wittel, Andreas 1997: Belegschaftskultur im Schatten der Firmenideologie. Berlin: edition sigma.
- Wittemann, Klaus Peter 1996: Postfordismus und Konsumformen – Elemente einer Suchstrategie, in: Berliner Debatte Initial, 7. 6, 10–17.